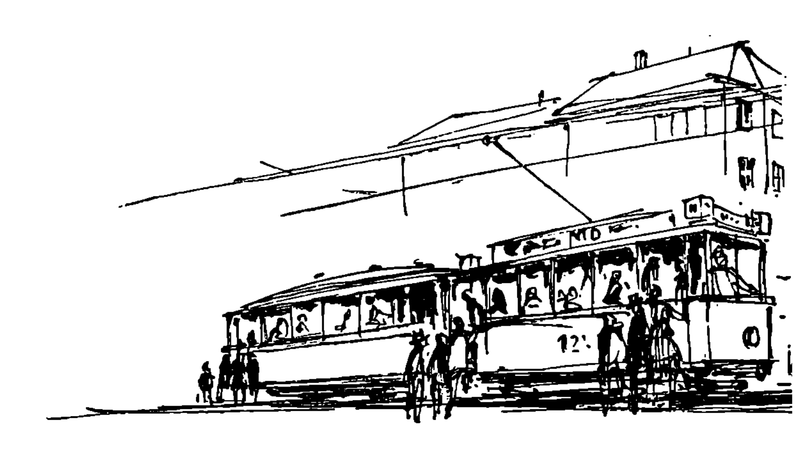
KOMPASS

BAND 8 KOMPASS-BÜCHERE



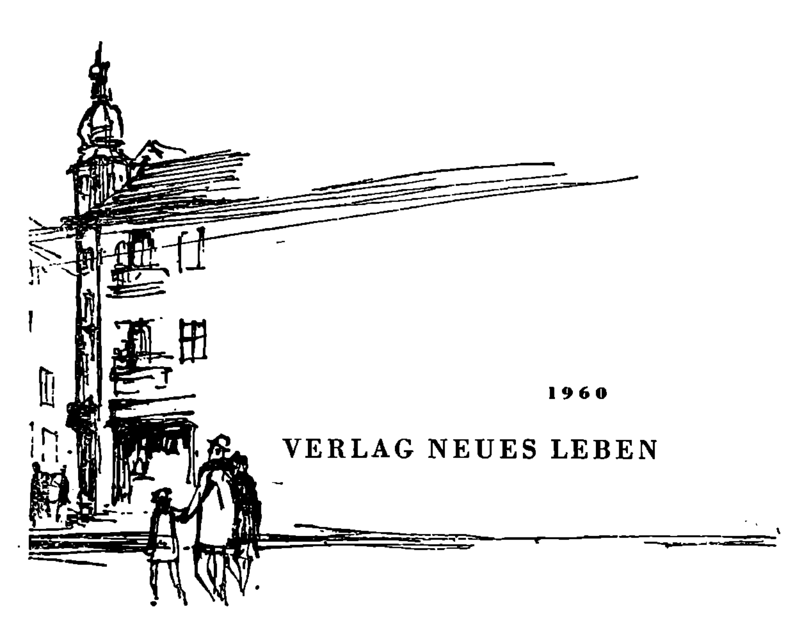
KOMPASS · BÜCHEREI · BAND 8

AUS DEM TAGEBUCH EINER OBERSCHÜLERIN



ANNELIESE PROBST

Ein-steigen bitte!



1960

VERLAG NEUES LEBEN

Am liebsten möchte ich etwas zerschmeißen, damit ich Luft kriege. Aber ich zerschmeiße lieber nichts, sonst stürzt Mutti in mein Zimmer und hält mir eine Standpauke. Wie immer, wenn ich etwas Unvorhergesehenes tue. An anderen Tagen ertrage ich ihre Gardinenpredigten mit Fassung, aber heute möchte ich nicht auch noch häuslichen Ärger haben.

In der Schule hätte ich fast geschrien; Martina kniff mir rechtzeitig in den Arm. Martina kann sich beherrschen. Ich nicht. In diesem Fall schon gar nicht.

Da hat man ein ganzes Jahr gepaukt, geochst, gebüffelt, hat hinter den Büchern gehockt und sich kaum mal einen freien Nachmittag gegönnt – und nun schnappen sie uns die Ferien fort. Ganz plötzlich, ohne vorherige Ankündigung. Wenigstens einen Teil der Ferien. Drei volle runde Wochen.

„Jeder eine gute Tat für unsere sozialistische Sache!"

Als wir früh in die Klasse kamen, stand dieser Satz groß an der Tafel. Wir lasen ihn, aber wir

wußten nichts damit anzufangen. Pluto kam erst zur dritten Stunde, er mußte zum Arzt, hat wieder Heuschnupfen. So konnten wir ihn nicht fragen. Er hätte es uns sonst sicher schonender beigebracht als Karl-Heinz, unser FDJ-Sekretär.

Dabei habe ich mich gerade in diesem Jahr so auf die Ferien gefreut!

Mit Martina wollte ich eine Radtour unternehmen, durch den Harz und Thüringen, von einer Jugendherberge zur anderen, mit der Familie an die See, mindestens eine Woche wollte ich zu Hause verbringen, um einmal richtig lesen zu können, im Garten zu buddeln und Mutti zu helfen. Aus der Traum. Drei Wochen gehen mir verloren.

Ich könnte heulen vor Wut. Ich würde auch sicher heulen, wenn ich mein Tagebuch nicht hätte. So schreibe ich mir lieber alles von der Seele. Das hilft besser.

Karl-Heinz! Es überkommt mich immer eine eigentümliche Erwartung, wenn er die Klasse betritt. Eigentlich ist er kein schlechter Kerl. Sein Gesicht gefällt mir; es ist nicht sonderlich interessant, aber offen und klar. Dennoch habe ich keinen großen Respekt vor ihm. Die anderen auch nicht. Außer Pluto. Aber Pluto ist ein Fall für sich und zählt nicht für alle. Ich meine immer, daß sich Karl-Heinz in seiner Haut nicht wohlfühlt.

Es heißt, daß er bis vor zwei Jahren Schweißer in einer Maschinenfabrik gewesen ist. Wahrscheinlich hätte er das bleiben sollen. Er hätte dort sicher mehr und Besseres geleistet. In der Schule nämlich weiß er oft nichts Rechtes anzufangen. Meistens ist er auf Sitzungen. Sonst hält



er Reden oder leitet Versammlungen. Das ist bisweilen natürlich notwendig und kann auch interessant sein. Bei Karl-Heinz nicht. Es fällt schwer, zuzuhören. Er merkt das, wird unsicher, und diese Unsicherheit wirkt sich auf seine ganze Persönlichkeit aus.

Aber ich will alles der Reihe nach erzählen. Vielleicht werde ich ruhiger dabei. Meine Hand mit dem Federhalter zittert, wenn sie auf dem Tisch liegt. Omas Hände zittern beim Stricken. Aber Oma ist alt, und ich bin wütend. Das ist der Unterschied.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn diese vier letzten Schultage vor den Sommerferien ruhig verlaufen wären. Kein Schuljahr ist bisher ohne Aufregung zu Ende gegangen. Weshalb sollte es diesmal anders sein? Unwillkürlich wartete ich während der letzten Woche immerzu auf die diesjährige Überraschung.

Bitte schön, heute wurde sie serviert.

Die Stunden schleppten sich hin. Prüfung vorbei, Zeugnisse bestimmt schon geschrieben, wer macht da noch etwas! Wir dösten alle. Nur Zeus nicht. (Toni Moeller heißt Zeus, weil er die Familiengeschichte der griechischen Götter bis in den kleinsten Lebenszweig kennt. Das ist sein Steckenpferd.)

In Chemie kann Zeus nichts.

Wenn Chemielehrer Neumann unseren Zeus vorkommen und experimentieren läßt, erleben wir köstliche Augenblicke. Zeus wird verlegen, ängstlich, zerfahren, kriegt feuchte Fingerspitzen — und das Unglück passiert. Die Reagenzgläser glitschen ihm aus der Hand, am Bunsenbrenner versengt er sich die Augenbrauen, es gibt unvorhergesehene Explosionen, die Experimente mißlingen meistens. Auf die Experimente achten wir kaum. Das haben wir aufgegeben. Wir beobachten Zeus' Gesicht, die steile Falte der Stirn, die roten Flecke unter den Augen, die weiße Nasenspitze. Das entschädigt für manche langweilige Stunde.

Zeus hat übrigens Verständnis für unser Vergnügen. Er nimmt das Grinsen, Kichern und alle hämischen Zurufe nicht ernst. Er schwebt gleichsam über den Dingen. Wie es sich für den Göttervater gehört.

Wie gesagt, Zeus experimentierte, Neumann stand am Fenster und sehnte sich nach einer Zigarette. Das sah man ihm an.

Da kam Karl-Heinz herein. Ohne anzuklopfen. Das vergißt er immer. Wenn er die Klinke schon niedergedrückt hat, erinnert er sich daran, will es nachholen, was ihm natürlich nicht gelingt,

verliert die Gewalt über die Tür und läßt sie regelmäßig hinter sich ins Schloß knallen. Wir sind es gewöhnt und beachten es nicht mehr. Heute aber zuckte ich unwillkürlich zusammen. Ich stieß Martina an und flüsterte: „Jetzt kommt's." Sie nickte. Sie ahnte Unheil wie ich.

Ohne jede Einleitung kam er diesmal gleich zur Sache: Unter dem an der Tafel stehenden Motto sollten wir Oberschüler uns zu einem Einsatz melden, freiwillig natürlich, bei dem wir unsere Verbundenheit mit den Werktätigen beweisen könnten. Drei Wochen Arbeit auf dem Land, im Betrieb, unter anderem bei der Straßenbahn und bei der Reichsbahn. Er hielte es für selbstverständlich, daß sich alle meldeten. Wir würden nach Tarif bezahlt werden. Morgen käme er wieder, bis dahin könnten wir uns überlegen, ob und wo wir den Einsatz ableisten wollten. Freundschaft.

Sekunden nach seinem durch Türknallen wieder sehr geräuschvollen Abgang klingelte es. Neumann schloß die Stunde und verschwand.

Und dann ging es los.

Volker sprang auf den Tisch und fuchtelte mit den Armen herum. Er schrie etwas von verrückt, Buckel runterrutschen.

Peter malte eine Karikatur an die Tafel: Zeus im wallenden Göttergewand, eine Mistgabel schwingend.

Silvia erklärte laut, so was käme für sie nicht in Frage. (Ihr Vater ist Arzt, darauf bildet sie sich sehr viel ein.) Es sei ganz freiwillig, Karl-Heinz habe es betont. Wenn Karl-Heinz Lust dazu hätte, könnte er es ja machen. Sie führe mit den Eltern in die Hohe Tatra.

„Tobe doch nicht so, Ev“, sagte sie zu mir, „das macht dich nur häßlich.“

Ich hätte ihr am liebsten eine Ohrfeige gegeben. Da stand sie wieder nach der neuesten Mode gekleidet, sehr hübsch, mit arrogantem Lächeln. Ich kann sie nicht leiden. In diesem Augenblick haßte ich sie. Vielleicht nur, weil sie so ruhig war.

Martina kaute am Füller. Sie war auch ruhig, aber anders, nicht so herausfordernd. Ich sehe noch jetzt ihren Blick, mit dem sie Silvia musterte. Ich möchte nicht, daß sie mich einmal so ansieht.

„Du würdest die Kühe am Schwanz melken“, sagte sie. „Die armen Viecher. Außerdem könntest du dabei deine Hände beschmutzen. Das wäre nicht zu ertragen.“

Eine wegwerfende Handbewegung. Dann zu mir: „Und wir, mein Herz? Verzichten auf die Radtour?“

„Kommt nicht in Frage!“ schrie ich.

„Hm.“ Sie wickelte ihr Frühstücksbrot aus und biß kräftig hinein.

Ich starrte sie an.

„Weshalb ißt du nicht, Ev?“ fragte sie.

„Keinen Hunger.“

„Unsinn. Ich habe Leberwurst drauf. Willst du?“

Ich esse Leberwurst sehr gern, lieber als die Knackwurst, die Mutti mir regelmäßig mitgibt, obgleich ich ihr oft gesagt habe, daß ich sie nicht mag. Aber heute konnte mich auch keine Leberwurst reizen.

Schon deshalb nicht, weil Pluto in die Klasse kam.

Zur Begrüßung nieste er. Heimlich tut er mir leid. Ein Heuschnupfen muß scheußlich sein. Gestern in Geschichte nieste er statt einer Antwort zwanzigmal hintereinander. Wir zählten mit. Es war übrigens sein Rekord. Sonst schafft er es nur fünfzehnmal.

„Hast du den Satz angeschrieben?" fragte Martina.

„Ja", sagte er harmlos. „Warum?"

„Dann hast du von dem Einsatz gewußt?"

„Habe ich."

„Und hast uns nichts gesagt?"

Er lachte und nickte. „Weshalb sollte ich? Ich kann doch Karl-Heinz nicht alle Arbeit abnehmen."

„Sag mal", meinte sie, „gehst du aufs Land?"

„Glaube nicht. Da blüht doch alles, Gras, Korn und Blumen. Muß Rücksicht auf meine Nase nehmen."

„Seit wann weißt du es?"

„Ha. . .tschi!"

„Antworte!"

„Ha. . .tschi!"

„Du mußt zur Reichsbahn. Vielleicht hilft der Ruß deiner Nase."

„Ha. . .tschi!"

Ich habe ihn in Verdacht, daß er seinen Schnupfen über Gebühr ausnützt. Einmal niesen ist angenehmer, als immer Rede und Antwort stehen zu müssen. Was er allerdings bis jetzt stets getan hat. Ich kann ihn zwar nicht leiden, aber gerecht muß ich schon bleiben.

In den letzten Stunden wurde viel geflüstert, Briefchen geschrieben, überlegt. Deutsch bei Dr. Böttcher. Er las uns eine Novelle von Andersen

Nexö vor. Dann Mathematik beim Laubfrosch. (Professor Schmok trägt nur Grün: grünen Anzu, grünes Hemd. grünen Schlips.) Pluto mußte an die Tafel, irgendeine Gleichung lösen. Pluto hat eine Ader dafür. Es macht Spaß, ihn rechnen zu sehen. Er setzt die Lösung anders an, als Laubfrosch es haben will, aber er verrechnet sich nie. Seine Schnelligkeit hat etwas Atemberaubendes an sich.

Danach kam die übliche Unterhaltung.

Laubfrosch: „Ich rate Ihnen, werden Sie Physiker. Das ist der richtige Beruf für Sie. Sie haben nicht nur den Verstand dazu, sondern auch das Gefühl, die Phantasie. Oder wollen Sie noch immer nicht?"

Pluto: „Nein, Herr Professor."

Laubfrosch: „Aber was wollen Sie denn werden?"

Pluto: „Ich weiß noch nicht. Am liebsten alles."

Laubfrosch: „Das ist Unsinn. Man muß sich auf ein Gebiet beschränken, sonst verzettelt man seine Kräfte."

Pluto: „Ha. . .tschi."

Laubfrosch (resigniert): „Setzen Sie sich."

Auf dem Heimweg wurde wieder geschimpft. In Abstufungen. Von „mild" bis „laut". Ich schimpfte am lautesten. Das entgegengesetzte Ende bildete Pluto. Er ist begeistert. Natürlich. Immer bildet er eine Ausnahme.

Ja, und nun sitze ich in meiner fünf Quadratmeter großen Kammer, starre den Apfelbaum an, der schon bis an mein Fenster reicht, und begrabe meine Ferien. Schade, daß Fredi gerade heute keine Dummheit machen kann. Ich würde ihn sonst jämmerlich verprügeln. Das würde mir

gut tun. Aber er ist nicht da, ist mit Helga schwimmen. Mutti kocht unten Marmelade ein. Ich soll helfen. Habe keine Lust. Es ist zum ...

Fredi hat doch noch seine Prügel gekriegt. Kommt nach Hause, nimmt seine Badehose aus der Tasche und hängt sie an die Garderobe, direkt über meinen hellen Anorak. Die Ohrfeigen haben gesessen. Aber mir ist davon nicht leichter geworden.

Ich komme gerade von unten, will aber vor dem Schlafengehen noch die Unterhaltung aufschreiben, die ich mit den Eltern hatte. Ich habe ihnen nach dem Abendbrot von meinem Kummer erzählt. Fredi und Helga waren nicht mehr auf. Wenn sie herumquirlen, kann man keinen vernünftigen Satz sprechen. Entweder haben sie Streit miteinander, dann brüllt oder heult bestimmt einer von ihnen, oder sie machen Blödsinn und lachen, daß das ganze Haus dröhnt.

Die Reaktion der Eltern auf meine Mitteilung hat mich überrascht. Ich hatte fest angenommen, sie würden schimpfen und grollen wie ich. Taten sie aber nicht. Vati lächelte boshaft — er kann das, man fühlt sich plötzlich klein und wertlos —, legte sein Buch fort und sagte: „Na und? Finde ich sehr vernünftig. Paßt der Dame anscheinend nicht, wie?"

Vati ist bestimmt ein feiner, lieber Mensch, aber manchmal ist er gemein. Heute war er gemein. Ich antwortete ihm nicht. Wenn ich den

Mund aufgemacht hätte, hätte ich geheult. Dann wäre sein Spott unerträglich gewesen.

Mutti sagte lange nichts. Dann, wie stets, sehr leise: „Als junges Mädchen habe ich immer gewünscht, eigentlich wünsche ich es auch heute noch: in jeden Beruf hineinzugucken, möglichst viel kennenzulernen, überall einmal zu arbeiten, mehrere Berufsausbildungen durchzumachen, um besser zu begreifen, wie alles zusammenhängt. Ich konnte es nicht, weil ich früh Geld verdienen mußte, war froh, daß ich einen Beruf richtig erlernen konnte. Nun wird dir eine solche Möglichkeit geboten, und du — ziehst ein Gesicht und jammerst. Schade! Dabei sollt ihr es nicht einmal umsonst tun! Ihr fühlt euch zu fein dazu? Nun, wenn ich könnte — na ja ...“

Ich sah Vater an.

Ich wartete auf die Fortsetzung des Gesprächs, die ich schon so oft mit angehört hatte: Soll Mutti wieder ihren alten Beruf ausüben oder nicht? Sie würde es gern tun, ich weiß. Sie ist Kindergärtnerin, liebt diese Tätigkeit. Aber im vorigen Jahr hatte sie eine schwere Gelbsucht, fünfzehn Wochen hat sie im Krankenhaus gelegen. So ganz gesund ist sie immer noch nicht. Deshalb lassen Vati und die Ärzte sie nicht aus dem Haus. Mir ist das sehr recht, da muß ich weniger helfen.

Diesmal kam jedoch weiter nichts. Vati las schon wieder. Mutti ging bald in die Küche, Marmeladengläser zubinden.

Ich bin noch mal durch unseren Miniaturgarten gelaufen, habe das Unkraut aus den Blumenrabatten gezogen und die Hecke gesprengt. Jetzt sitze ich hier oben in meiner Kammer und überlege.

Mutti — ich glaube schon, daß sie an meiner Stelle den Einsatz gern leisten würde. Die Menschen sind verschieden. Sie liebt die Arbeit. Ich habe das oft an ihr beobachtet. Zu Mutti paßt das — zu mir paßt es nicht. Arbeit muß sein, gewiß, aber in Grenzen bitte! Wenn ich einen guten Grund wüßte, wie ich mich drücken könnte — ich würde mich drücken. Ich weiß keinen. Die Eltern wollen keinen wissen. Also muß ich mitmachen ...

Jedoch, da ist ein Satz von Mutti, der so etwas wie einen leichten Trost in sich birgt: „Ihr sollt es nicht einmal umsonst tun!"

Wie sprach Karl-Heinz heute morgen? Wir würden nach Tarif bezahlt?

Nun kommt mir noch ein anderes Gespräch in den Sinn, das ich vor einigen Tagen mit Mutti führte. Es ging darin um die Tanzstunde und um das leider dazu notwendige Kleingeld.

„Du wirst zwei neue Kleider brauchen", sagte Mutti. „Dein gutes Kleid ist nicht mehr viel wert. Fredi braucht aber neue Schuhe und Helga einen Mantel, sie ist aus allem herausgewachsen. Vielleicht wartest du noch ein Jahr, Ev. Dann arbeite ich bestimmt wieder und kann die Ausgaben eher bestreiten als jetzt."

Ich zog maulend ab, denn zum Warten hatte und habe ich keine Lust. Alle aus der Klasse gehen, nur ich soll noch ein Jahr warten? Kommt nicht in Frage.

Freilich weiß ich nicht, wie ich es möglich machen soll. Das heißt besser: wußte ich nicht. Denn vielleicht weiß ich es jetzt doch!

Für ein nettes Kleid muß ich 100 Mark rechnen. Vielleicht bekomme ich auch eins für 80.

Neben Silvia verblaßt meine Garderobe ja doch. Aber ich bin mindestens so hübsch wie sie, und hypermodern ist nicht notwendig. Also sagen wir ruhig 80. Für zwei Kleider 160. In drei Wochen würde ich wohl 200 Mark verdienen. Bliebe noch etwas für Kleinigkeiten übrig, eine kunstgewerbliche Haarspange, die ich mir schon lange wünsche, Strümpfe, Parfüm, alles Sachen, die Mutti mir unmöglich noch kaufen kann.

Und siehe da: Nun wirkt die Sache ganz anders.

Das Geld kann ich gebrauchen, und weil ich ja doch keinen triftigen Entschuldigungsgrund finde, mache ich mit. Nicht sehr begeistert und ohne rechte Freude. Aber: ich mache mit.

Karl-Heinz wird die Augen aufreißen und Pluto! Pluto, der Höllenfürst, denkt bestimmt nicht ans Geldverdienen. Die anderen? Abwarten.

Außerdem (o Mutti, deine Worte wirken wie Aspirin: erst eine halbe Stunde nach dem Hören bzw. Einnehmen!), es kann wirklich ganz interessant werden, mal von der Schulbank wegzukommen. Da könnte fortan Leila, die aufgehende Morgenröte, nicht mehr von „höheren Töchtern" sprechen, wie sie es in jeder Biologiestunde tut.

Gehe ich aufs Land? Nein, in einem Schweinestall riecht es mir zu schlecht. Die Straßenbahn ist besser. „Einsteigen bitte!" — „Jemand zugestiegen?" — „Das Fahrgeld bitte." Kann ich schon.

Hoffentlich geht Pluto, der Heuschnupfenschreck, zur Reichsbahn. Dann sehen wir uns wenigstens nicht. Es genügt mir, daß ich sein Gesicht ein ganzes Schuljahr lang ertragen muß. In den Ferien möchte ich Ruhe vor ihm haben.

Im Bett werde ich noch lesen.
Unten lacht Vati schallend. Er hat immer gute Laune. Beneidenswert. Gegen ihn komme ich mir zuweilen vor wie eine zänkische alte Oma.

Stimmung in der Klasse: schwankend zwischen mies und schicksalsergeben. Die Zeugnisse werfen ihre Schatten voraus. Eine gewisse Lähmung macht sich breit. Nur Pluto scheint von ihr nicht erfaßt zu sein. Während der großen Pause brachte er die Wandzeitung in Ordnung. So was kann nur er tun: Drei Tage vor den Ferien und eine neue Wandzeitung! Aber die zehn Tage, die eine Wandzeitung bei uns aushängt, sind abgelaufen, also kommt eine neue.

Ich habe ihm dabei zugesehen, so von oben herab, das ärgert ihn. (Ich möchte ihn immer ärgern, den Höllenfürsten!) Er wurde sichtlich nervös.

„Mußt du mich so anglotzen?“ fragte er.

„Hm“, antwortete ich.

„Hm ist keine Antwort.“

„Findest du?“

Einmal seufzen, einmal niesen.

„Gesundheit“, sage ich.

Er: „Mund halten.“

Ich: „Hast du nicht mal ein paar Kinokarten für mich, Kulturfunktionär?“

Ein finsterer Blick trifft mich.

„Und Karten für eine Sportveranstaltung, Sportfunktionär?“

Schweigen. Ich stehe auf. „Na, denn nicht, Wandzeitungsredakteur." Und lasse ihn bei seiner Wandzeitung.

Gemein von mir? Möglich. Aber es ist so: Wenn Karl-Heinz eine neue Funktion zu vergeben hat, Pluto übernimmt sie. Wieviel Sitzungen er in der Woche besucht! Dabei sollte Pluto lieber in Russisch mehr arbeiten. In diesem Fach sind seine Leistungen nicht sehr gut. Russisch braucht er auch, wenn er Physik studieren will; grade dann. Aber er läßt sich alles aufpacken wie ein Esel und sagt dazu: „Hatschi!" Und wir anderen sind natürlich still, weil wir durch ihn selbst weniger zu tun haben. Wären ja blöd, wenn wir meckerten.

Doch schließlich — mich geht's nichts an. Es muß jeder für sich wissen, was er zu tun hat.

So wie Martina. Die kennt ihren Weg und läßt sich durch nichts von ihm abbringen. Pluto dagegen — Schluß mit ihm. Sieht bald so aus, als ob ich ihn für den Mittelpunkt der Welt hielte. Dabei ist das Gegenteil der Fall.

Den Einsatz leisten übrigens alle.

Außer Silvia und Herbert.

Herbert, unser Musikus, ist immer fein raus. Sein Vater ist Konzertmeister und erster Cellist beim Sinfonieorchester, nebenbei noch Komponist und Lehrer an der Musikhochschule. Herbert eifert ihm nach. Er spielt auch Cello, sehr gut, hat sogar schon ein öffentliches Konzert gegeben. Von allen Einsätzen körperlicher Art ist er befreit, weil er seine Hände schonen muß. Beneidenswert. Andererseits wird er natürlich zu vielem herangezogen, was uns nichts angeht: Er spielt auf jedem Elternabend, er spielt bei allen

Feierstunden des Patenbetriebes, leitet teilweise die Proben des Schülerorchesters, ist also beschäftigt genug. Er erzählte mir, daß er während der Ferien das Cellokonzert von Haydn studieren will. Da hat er genug zu tun. Das schafft er nicht in drei Wochen!

Silvia ... die Gans schnatterte was von zu anstrengend, Erholung dringend notwendig und so. Wir haben sie am Ende stehenlassen. Ihr Geplärr ist uns zu dumm. Auf sie trifft Leilas „höhere Töchter“ zu. Aber auch nur auf sie.

Weshalb die anderen mitmachen?

Man kann sich die Gründe aussuchen wie die Speisen auf einer Speisekarte in einem Gasthaus, in dem nur zwei Gerichte zur Wahl stehen.

1. Menü: Einsicht in die Notwendigkeit. (Pluto natürlich — oder Zeus, der mit der Gelassenheit eines Gottes zur Reichsbahn geht.)
2. Menü: Gemisch aus Neugier, Erwartung, einer Prise Begeisterung für alles Neue und Freude am Geldverdienen. (Zum Beispiel: Martina, Karin ... ich! Jeder serviert sich diesen Eintopf freilich anders.)

Viele fahren aufs Land, wegen der Luftveränderung. Moppel natürlich. Bei ihr kann ich es verstehen, sie interessiert sich für alles Viehzeug. Soll sie Schweine füttern und Kühe melken. Aber Karin mit ihren zarten Fingern, Ursel, die halbe Portion, Werner und Theo, die ewig Ungeschickten! Die armen Bauern tun mir leid. Sie ahnen nichts von den Aufregungen, die ihnen bevorstehen.

Der Rest von uns geht zur Straßenbahn. Auch Pluto. Leider! Kann mir passieren, daß ich dann mit ihm zusammen schaffnern muß.

Martina geht wieder mal eigene Wege. Eine Bekannte ihrer Mutter leitet eine Säuglingskrippe. Eine der Schwestern dort muß unbedingt zur Kur, sie bekommen keine Aushilfskraft und können die Arbeit nicht bewältigen. Martina soll jene Schwester voll ersetzen. Sie erzählte es mir auf dem Schulweg. Wie es scheint, freut sie sich sogar darauf. Kann ich nicht begreifen. Ich möchte nicht mit ihr tauschen — Gebrüll, schmutzige Windeln, wieder Gebrüll, schmutzige Windeln —, schaffnern ist schon noch das beste.

Karl-Heinz erschien in der letzten Stunde. Als er unsere Meldung entgegennahm, strahlte sein Gesicht. Nun wird er bei der Kreisleitung mit uns angeben.

Über Pluto aber haben wir uns alle gewundert. Steht er auf und fragt Karl-Heinz, wo er denn seinen Einsatz ableisten würde. Karl-Heinz schwieg, dann sagte er: „Noch nicht bestimmt ... Kreisleitung ... Sitzung übermorgen ...“ Und fort war er.

Alle Achtung, Pluto!

Ich wollte Martina anrempeln, aber dann ließ ich es. Wozu? Ich bekäme vielleicht nur wieder eine spöttische Antwort von ihr. Alle foppen mich mit Pluto. Moppel zum Beispiel. Von ihr höre ich jeden Tag Unfug, wie: „Er liebt dich ...“ — „Wie er dich wieder angesehen hat ...“

Soll sich Pluto mit Karl-Heinz auseinandersetzen. Nötig wäre es — aber ändern wird er nicht viel an dem Schlendrian. Wir werden arbeiten — und Karl-Heinz wird am Ende die Lorbeeren einsammeln.

Ich rege mich darüber nicht auf. Schade um jede Stunde, die man sich damit verdirbt.

Nachmittags mit Martina im Bad.

Wir trauern unserer Fahrt nach, die wir auf nächstes Jahr verschoben haben. Es wäre so schön gewesen ...

Als uns der Kummer überwältigt, gehen wir ins Wasser. Später liegen wir in der Sonne und lassen uns braten. Ich möchte tiefbraun werden wie eine Indianerin. Kann man bloß bei der Straßenbahn nicht. Da wird man höchstens staubig.

Martina sorgt sich um ihre Mutter. Frau Sendt ist Schneidermeisterin in den Kleiderwerken, Aktivistin, sehr fleißig und tüchtig. Jetzt ist sie schon seit Wochen krank, kann zu Hause fast nichts tun, und Martina muß auch noch Hausfrau spielen. Ich würde verzweifeln, wenn es mir so ginge! Schon das Strümpfestopfen für die Familie, das Mutti mir aufgebrummt hat, ist eine Qual. Große Löcher stopfe ich selten. Wenn meine eigenen Söckchen kaputt sind, lege ich sie unten in den Korb und vergesse sie. Gehe lieber ohne Strümpfe. Es ruht da schon ein ganzer Haufen und wartet ... auf Mutti.

Und kochen?

Ich gestehe ehrlich: Ich kann es nicht. Zur Not eine Nudelsuppe, eine Erbsensuppe, Kartoffelbrei, Schnitzel und Spiegeleier, und dann ist Schluß. Mutti hat keine Zeit, es mir beizubringen. Sie macht lieber alles selbst, da geht es schneller.

Pluto kam auch ins Bad. Er entdeckte uns gleich und beehrte uns mit seiner Gegenwart.

Martina stieß mich an: „Freu dich!"

„Wieso freuen? Weißt doch, daß ich ihn nicht leiden kann."

„Das behauptet der Hund auch immer, wenn er den Mond anbellt!"

Ich wurde ärgerlich. „Wirst schon sehen, wie ich mit ihm spreche."

Er begrüßte uns und legte sich neben uns ins Gras. Ich fragte ihn, was er sich von dem Angriff auf Karl-Heinz heute morgen verspräche.

Er tat erstaunt.

„Wieso Angriff? Kann mich nicht erinnern. Habe doch nur gefragt, wo er arbeiten wird!"



„Ist das nicht soviel wie ein Angriff?“ gab ich zurück.
„Wüßte ich nicht.“
„Klar. Alle Leute, die viel reden, tun wenig. Alte Weisheit.“
„Mir neu, daß er wenig tut.“
„Er tut nicht das Richtige.“
„Möglich. Wahrscheinlich. Fast sicher. Bloß nun eine Frage meinerseits: Wenn es euch nicht paßt, weshalb laßt ihr es euch gefallen? Seid doch sonst nicht stumm und geistlos, du nicht und Martina auch nicht.“
Martina kam mir mit einer Antwort zuvor:
„Wem würden wir mit dem Nichtgefallenlassen helfen? Wir kriegten im Höchstfall einen anderen Sekretär, und alles bliebe sonst beim alten.“
„Ach so“, sagte er. „Hm. Interessant, daß du dich zu den Großmüttern rechnest, Martina.“
„Zu den Großmüttern? Wie meinst du das?“
„Du bist so gleichgültig und so — verantwortungslos.“
„Du, das lasse ich mir nicht gefallen.“
Es sah aus, als ob Martina fortlaufen wollte. Ich war böse auf Pluto und auch auf mich selbst, weil ich mich durch ihn immer aus der Ruhe bringen lasse.
Ich sagte zu ihm: „Du müßtest mal vom Zehnmeterbrett springen.“
„Na und?“
Ich warnte: „Das ist nicht ungefährlich.“
„Springst du auch, Ev?“ fragte er.
„Klar.“
„Also los.“
Wir gingen zum Schwimmbecken. Ich stieß ihn ins Wasser. Er prustete wie ein Walroß. Als er

wieder neben mir war, zeigte ich zum Sprungturm.

„Da! Wenn du es wagst, darfst du mich nach Hause bringen. Aber erst springe ich."

Rauf auf den Turm!

Wenn ich oben stehe, habe ich jedesmal heftige Angst. Es krampft sich in mir alles zusammen. Ich muß all meine Energie zusammennehmen, um nicht zur Treppe zu gehen und hinunterzuklettern.

Im Augenblick des Springens ist alles vorbei. Dann bin ich gelöst und genieße das Durchdieluftsausen. Viel zu schnell ist man im Wasser. Es schlägt brausend über einem zusammen.

Tauche ich auf, habe ich das Gefühl eines Sieges. Eines Sieges über mich selbst. Ich kann das nicht näher erklären, aber dieses Gefühl macht mich sehr sicher und stolz.

An solchen Tagen bringt mich dann nichts mehr aus der Fassung.

Heute freilich brachte mich Pluto aus der Fassung.

Er kletterte nach mir den Turm hinauf und stand oben. Das war aber auch alles. Wir konnten rufen und winken, er sprang nicht. Schließlich ging er zur Treppe und sprang vom Fünfmeterbrett.

Aus. Kommentar überflüssig. Er hat sich blamiert. Sogar Martina mußte lachen.

Ich brachte sie nach Hause.

Jetzt, beim Niederschreiben, ist mir das Gespräch zwischen Martina und Pluto wieder gegenwärtig. Sind wir wirklich verantwortungslos, wenn wir Karl-Heinz ohne Widerspruch so weiterwurschteln lassen? Aber wenn wir Kritik an

ihm üben, setzen wir damit eine Lawine in Bewegung. Lohnt sich die Mühe?

Bis jetzt hat auch Pluto geschwiegen. Er kennt Karl-Heinz am besten, kennt auch seine Arbeit am besten. Soll er also den Anfang machen.

Aber verantwortungslos!

Es klingt hart und will mir nicht aus dem Kopf.


eugnisse!

Jedes Jahr versetzt dieses Wort Tausende Schüler in Aufregung. Diese Aufregung beginnt im Magen. Gleich nach dem Aufstehen fühlt man ein leichtes Kribbeln, das allmählich höher steigt und in dem Augenblick, da der Lehrer die Klasse betritt, das Herz erreicht. Plötzlich empfindet man, daß man ein Herz hat. Heftige Schläge bis zum Hals, ja bis zum Kopf, dazu kalte Hände und Füße, die schwer sind wie Blei. Hat man das Zeugnis in der Hand, läßt binnen Sekunden das Herzklopfen nach, das Blut strömt in die Hände zurück, die Füße sind nicht mehr starr, kurzum, man wird wieder normal, mag das Zeugnis auch noch so schlecht sein. Jetzt weiß jeder, woran er ist und kann sich einrichten. Eventuell auch auf einen Krach zu Hause. Das ist alles nicht so schlimm wie die Stunden vom Erwachen bis zum Aufrufen des Namens: Eva Brunner!

Beim Morgenkaffee war es still wie selten. Fredi ahnte eine Drei im Betragen. Das wär' schlimm: Mutti nimmt bei ihm die Betragens-

note sehr genau. Helga, die auf ihr erstes Zeugnis wartete, benahm sich am natürlichsten. Vati musterte uns ausgiebig. „Sehr selbstsicher seht ihr nicht aus", meinte er. „Mal sehen, was ihr bringt. Ob man sich freuen kann oder . . ."

Sein letzter Blick galt mir. Natürlich. Bin gewöhnt, daß ich als Älteste immer und überall glänzen muß. Tu ich's nicht — oft bin ich boshaft und tu es gerade nicht —, wird er einsilbig und kühl.

In der Klasse dieselbe Ruhe. Alle gaben sich betont lässig, über den Dingen stehend, uninteressiert. Bei Silvia wirkte es noch echt, obgleich auch sie erregt war. Ich sah es am Wippen ihres Fußes. Herbert bemalte die Wandtafel mit Notenschlüsseln, kleinen, krummen, geraden. Zeus erklärte Moppel die Zusammenhänge der Ödipussage und wer wen ermordet hat und warum und weshalb. Moppel hörte nicht hin, tat aber sehr neugierig.

Als alles vorbei war, blickte ich verstohlen zu Pluto hin. Er studierte immer noch sein Zeugnis. Kann mir denken, weshalb: überall „gut" oder „sehr gut" — bestimmt oft „sehr gut", er gehört zu den Besten der Klasse —, aber in Russisch eine „Vier". Ich hätte ihn gern gefragt, aber ich wagte es nicht. Er schien völlig in sich versunken, sehr nachdenklich.

Armer Höllenfürst.

Doch jeder ist sich selbst der nächste. Hauptsache, ich kann mit meinen Zensuren zufrieden sein. Und das bin ich. In drei Fächern eine Drei, in zwei Fächern eine Eins, sonst alles übrige Zwei. Wer bietet mehr? Zeus, Moppel, Karin. Erkenne ich neidlos an.

Martinas Zeugnis war wie immer gut. Auch sonst gab es keine Überraschungen. Und so ist also dieses zehnte Schuljahr zu Ende. Ehre sei ihm. Ich begrabe es ohne Tränen.

Beim Mittagessen zu Hause gab es Krach. Fredi hat im Betragen wirklich eine Drei. Mein Zeugnis wird daraufhin nur kurz gemustert, ein lobendes „Hm-hm“, dann kriege ich es zurück. Schluß! Aber um Helgas Babyzeugnischen mit den Einserchen ein Riesenwind. „Da siehst du, Fredi.“ — „So muß man es machen, Fredi.“ Albern. Der Junge lacht sich eins darüber.

Mir ist es gleich. Ich habe andere Sorgen. Gleich muß ich mich umziehen, um drei Uhr treffen wir uns am Straßenbahndepot. Wir sollen in unsere Arbeit eingewiesen werden. Übermorgen beginnt unser Dienst.

Ich will ehrlich sein: Ich bin nicht mehr so ganz böse drum. Ich würde ja verrückt, wenn ich den ganzen Tag Muttis Ermahnungen hören müßte. „Fredi, benimm dich. — Helga, man klettert nicht auf den Apfelbaum. — Wollt ihr euch nicht zanken!“ Dann schon lieber schaffnern. Das bringt wenigstens was ein.

O du heiliger Strohsack, war das ein Nachmittag! Mir brummt der Kopf. Hoffentlich muß ich nie in einem Motorwagen schaffnern. Dann bin ich gleichzeitig Zugführerin und für alles verantwortlich. Auch für den dicken Herrn Krause, der jeden Morgen zu spät zur Haltestelle

kommt und auf den fahrenden Wagen springen will. Bei mir darf er das nicht. Ich halte ihm die Tür vor der Nase zu. Denn fällt er und kommt unter den Anhänger — nicht auszudenken. Und bestimmt heißt es dann: „Sie hätten es sehen müssen, Fräulein."

Wir trafen uns vor dem Depot, auch die Schaffneranwärter aus den anderen Oberschulen. Herr Mengs holte uns in den Konferenzsaal und führte uns theoretisch in die Arbeit ein. Am Anfang kam gleich die Verantwortlichkeit des Schaffners. Das saß. In der Mitte allgemeine Verkehrsregeln, am Schluß der Stundenverdienst: 1,17 DM. Acht Stunden fahren wir täglich. Das macht pro Tag 9,36 DM. In drei Wochen beinah 170,— DM.

Morgen bekommen wir unsere Dienstkleidung. Ich bin ein bißchen skeptisch, ob ich was Passendes finde. Schließlich will ich nicht herumfahren wie eine Jahrmarktsfigur.

Pluto war heute merkwürdig still, bedrückt. Er sprach mit keinem, auch nicht mit mir. Ich hätte ihn gern zum Eisessen eingeladen, es war so heiß in dem Saal, und ich hatte großen Durst. Aber der Mut fehlte. Natürlich dumm von mir. Er wäre gewiß ganz froh gewesen.

Möchte nur wissen, weshalb wir ihn „Pluto" nennen. Soviel Höllenfürstliches hat er eigentlich nicht an sich. Denn unter einem Höllenfürsten stellt man sich doch einen frechen, zynischen, boshaften Kerl vor. Er brachte den Spitznamen von der Grundschule mit. Im normalen bürgerlichen Leben heißt er Harald Berger. So nennt ihn niemand von uns. Nicht einmal die Lehrer.

Zu Hause gab es Streit mit Helga. Sie hat einen Seidenschal von mir zerschnitten, um ihrer Puppe ein Kleid zu nähen. Ich war im ersten Augenblick sprachlos. Mein bester Schal — kaputt. Dann habe ich sie verhauen. Sie schrie, bis ihre Stimme überschnappte. Mutti stürzte herbei. „Was machst du denn schon wieder mit dem Kind?“ Ich hielt ihr die Reste meines Schals unter die Nase. Darauf sie: „Du hast ihn sicher wieder herumliegen lassen. Räume deine Sachen besser weg, dann kommen die Kinder nicht dran.“



Kein Mensch kann behaupten, daß ich liederlich bin. Mein Schrank und meine Kästen sind aufgeräumt, alles hat seinen Platz, vom Schmuck bis zu den Strümpfen. Aber ich kann nichts abschließen. Den Schal hat mir Helga bestimmt aus dem Schrank geholt. Ich will sie morgen fragen, wenn Mutti nicht im Haus ist. Sonst fühlt sich die Kleine zu sicher und wird frech.

Vielleicht spreche ich mal mit Pluto, ob er mir an meine Kästen Schlösser anbringen kann. Der Schrank hat ein Schloß, aber der Schlüssel schließt nicht. Ich werde ja Pluto nun auch während der Ferien sehen. „Trag's mit Fassung", sagte Martina zu mir, als sie hörte, daß sich Pluto auch zur Straßenbahn gemeldet hat.

Martina wird mir sehr fehlen. Ich werde sie abends oft besuchen.

Das Einkleiden war, wie geahnt, ein Witz. Die „Kammerjungfer" der Straßenbahn drehte mich immer wieder ratlos hin und her und schüttelte den Kopf.

„Wie kann man aber auch eine so dünne Taille haben", sagte sie, „das ist unnatürlich. Und für Unnatürliche sind wir nicht eingerichtet. Bei uns sind sie alle ein bißchen rundlich, wissen Sie, wie eben Muttis sind. – Können Sie schneidern?"

Ich mußte verneinen. Ich glaube, ich kriegte einen roten Kopf dabei. Es ist mir peinlich vor diesen Frauen, die alle so lebenstüchtig sind, die eigene Unfähigkeit einzugestehen.

Die Frau hob auch gleich bedauernd die Schultern.

„Schade, aber Ihre Mutter kann es?"

Ich nickte beglückt.

Es kam gleich die nächste Dusche.

„Wenn ihr jungen Dinger eure Mütter nicht hättet — ich möchte wissen, wie es dann um euch stünde. Hab' selbst so eine Tochter, so in Ihrem Alter, wird Friseuse. Was die für Ansprüche stellt! Immer Neues! Und dann muß ich ihr andauernd helfen, Mutti hier, Mutti da! Sie werden nicht viel anders sein, oder? Hier haben Sie eine Jacke und eine Weste. Ihre Mutter soll es Ihnen passend machen. Sie können einen Rock von sich dazu tragen. Das wird am besten sein."

Ich kriegte Jacke und Weste und konnte gehen. Aber ich sah mir das Schauspiel bei den anderen noch ein bißchen an.

Unserer kleinen Sibylle reichten die Jackenärmel fast bis zu den Knien. Sigrid wirkte ganz ordentlich in der Uniform. Sie ist kräftig, nicht zu groß, für sie fand man bald etwas. Aber die meisten müssen ändern.

Mutti ist von dieser zusätzlichen Arbeit nicht erbaut. „Du kannst auch gar nichts", sagte sie, als ich den Packen auf den Küchentisch legte. Ich hätte am liebsten eine scharfe Antwort gegeben. Nein, ich kann es nicht. Aber ist das meine Schuld? In der Schule lernen wir es nicht, und zu Hause zeigt es mir niemand. Im Schlaf bringt es mir auch keiner bei. Also bin ich notgedrungen auf Muttis Hilfe angewiesen.

Als ob mir das selbst recht wäre! Für jede Kleinigkeit danke schön sagen, immer dieselben Stoßseufzer hören müssen, dazu der Gedanke an

später! Strümpfe stopfen kann ich, Knöpfe annähen auch, stricken zur Not, aber mit dem Maschinenähen hapert es, und dann folgt nichts Positives mehr. Ich darf nur einen Mann heiraten, der nähen kann. Einen Schneider. Sonst geht es schief in unserer Ehe.

Die Kleinen sind heute übrigens sehr artig. Eine angenehme Ruhe herrscht in der Wohnung. Sie spielen Straßenbahn. Im Schlafzimmer, da stört sie keiner. Fredi hat sich Vatis Strickjacke angezogen, meinen Geldautomaten umgehängt, von Mutti alle Groschen erbettelt und ist jetzt Schaffner. Es macht ihm Spaß, mit dem Automaten umzugehen. Nachher will Helga das Ding auch haben, und ich, die damit üben muß, kriege es bestimmt erst abends zurück.

Vor dem Geldwechseln morgen habe ich ein bißchen Angst. Wenn ich mich dabei verrechne und meine Kasse stimmt bei der Abrechnung nicht, muß ich das Fehlende aus eigener Tasche zuzahlen. Da ich dazu keine Lust habe, werde ich immer nur kleine Beträge wechseln. Wer mir großes Geld gibt, soll mit der nächsten Bahn fahren. Ich setze ihn freundlich an die Luft. „Darf ich bitten, meine Dame? Es tut mir sehr leid. Das nächstemal haben Sie fünfzehn Pfennig, nicht wahr? Auf Wiedersehen ...“

Eben habe ich eine Stunde anprobiert. Mutti hat Jacke und Weste einigermaßen hingekriegt. Große Frage: Ziehe ich dazu meinen hellen Rock an oder meine lange Hose? Mutti rät zum Rock (weil sie die Hose nicht leiden kann, sie ist darin ziemlich altmodisch), aber mir ist die Hose lieber. Leider habe ich nur zwei Blusen, die unter die Weste passen, die anderen Blusen haben nur kurze, zum Teil keine Ärmel. Die kann ich unmöglich tragen. Die Ärmelblusen sind nicht mehr die besten. Aber wenn ich mir ein Nickituch umbinde, geht es zur Not.

Wenn ich nur wüßte, was ich mit meinen Haaren mache. Ich trage sie ziemlich wuschelig, aber beim Dienst ist das unpraktisch. Zum Pferdeschwanz sind sie zu kurz. Ich habe versucht, sie mit Kämmen hochzustecken, es gelingt mir nicht. Bleibt nur ein Tuch, mit dem ich sie mir aus der Stirn binde.

Das sind so Sorgen. Und dazu Muttis spöttisches Lachen. Sie meint, ich führte mich auf, als ob ich morgen zur Modenschau müßte. Dabei legt sie doch selbst auf Kleidung viel Wert. Sie ist niemals auffallend gekleidet, das ist wahr, aber immer sehr geschmackvoll. Was sie aus einem schwarzen Kleid und einem grünen Tuch machen kann! Bewundernswert.

Vor dem Spiegel sieht man sie nie. Vielleicht zieht sie mich deshalb immer vom Spiegel weg, wenn sie mich davor erwischt? Sie meint, junge Mädchen hätten vor Spiegeln nichts zu suchen, sie müßten tüchtig schlafen, dann wären sie hübsch genug.

Das sind so Theorien alter Damen!

Wenn Mutti das lesen würde, wäre sie bestimmt eine Woche böse mit mir. Zu den „alten Damen“ will sie nicht gerechnet werden. Ich muß ehrlich sein: Sie gehört auch noch nicht dazu. Manchmal wundere ich mich selbst, daß sie erst vierzig Jahre alt ist. Mit zwanzig Jahren hat sie geheiratet. Ihre große Liebe. Alles in allem scheint die Liebe zwischen meinen Eltern stark und jung geblieben zu sein. Da habe ich es besser als manche meiner Kameradinnen. Moppel zum Beispiel. Ihre Eltern leben seit einem Jahr getrennt, der Vater will sich scheiden lassen, die Mutter willigt nicht ein. Es müssen sich unerquickliche Szenen abspielen. Moppel hat es mir einmal angedeutet.

Beim Höllenfürsten zu Haus scheint auch nicht alles zu stimmen. Hab's so im Gefühl. Aber er spricht nicht davon, und ich frage ihn nicht.

Ich will noch zu Martina. Ein Tag ohne sie – gräßlich. Vielleicht hat sie Zeit zu einem Abendbummel. Wir gehen immer zum Galgenberg, einem uralten Krater, mit Bäumen und Büschen bewachsen, sehr wild, ungepflegt und deshalb reizvoll. Hinter Hecken versteckt liegt ein Tümpel mit wenig Wasser, dicken Wasserlinsen, Fröschen und anderem Viehzeug. Da sitzen wir manchmal. Es erinnert hier alles an Wald und Ferien. Wir sind jedesmal erstaunt, nach einem Weg von zehn Minuten schon wieder in der Großstadt zu sein.

Morgen fängt Martina in der Krippe an.

Ob es ihr Spaß machen wird?

Mein erster Tag als Schaffnerin! Der Dienst dauerte von morgens acht bis nachmittags vier Uhr.

Am Depot nahm ich Wechselgeld und Fahrscheine in Empfang. Ich fuhr den Anhänger der fünften Bahn der Linie 6. Eine Strecke, die ich sonst wenig fahre. Aus dem Grund kannte ich die Namen der meisten Haltestellen nicht. Das machte mich unsicher. Ich habe es nämlich selbst gern, wenn die Schaffnerinnen die Haltestellen ausrufen. Das wirkt höflich und zuvorkommend, es schafft gleich eine nette Atmosphäre im Wagen. Und ich mußte auf meiner ersten Fahrt stumm sein wie ein Fisch.

Es kam noch schlimmer!

Auf der zweiten Fahrt fing plötzlich eine ältere Frau heftig zu schimpfen an.

„Was, schon Krausenstraße? Und ich wollte doch unbedingt an der Luisenstraße aussteigen. Weshalb rufen Sie nicht aus, Schaffnerin? Macht zuviel Mühe! Die jungen Dinger kriegen ja nie den Mund auf. Wenigstens nicht, wenn es sich um das Wohl der alten Leute handelt. Nun muß ich das ganze Stück zurücklaufen. Ich werde mich beschweren, jawohl. Sie werden sich noch wundern."

Ich, ganz schüchtern: „Ich fahre diese Strecke zum erstenmal und kenne sie auch noch nicht."

Die Frau: „Na so was! Verstehe ich nicht. Ich kann auch keinen Kuchen backen, wenn ich nicht weiß, was ich für Zutaten brauche."

Die Bahn hielt, sie stieg aus.

Drei Kreuze, dachte ich.

Beim Geldwechseln war ich lange Zeit sehr ängstlich.

Ach, der dicke Herr mit dem Fünfzigmarkschein! Er holte ihn aus der Börse, ziemlich protzig, hielt ihn mir hin und sagte bedauernd (scheinbar bedauernd, auf diesen Tonfall fliege ich nicht herein): „Habe es nicht kleiner, Fräuleinchen."

Ich guckte in meiner Tasche nach (ebenfalls nur scheinbar) und sagte ebenso bedauernd: „Ich kann nicht wechseln, mein Herr."

„Oh", sagte er, „was machen wir denn da?"

Ein bezauberndes Lächeln meinerseits. „Sie müssen leider an der nächsten Haltestelle aussteigen, mein Herr."

Er wurde wütend, ich sah es ihm an. Einen Augenblick hatte ich Angst vor ihm. Ich wollte es mir nicht anmerken lassen, deshalb fragte ich: „Oder haben Sie in der Manteltasche noch fünfzehn Pfennig?"

Er hatte sie, bezahlte, und wir schieden in Frieden.

So machte ich es den ganzen Tag über. Ergebnis: Kasse stimmte.

Aber trotzdem ...

Ich bin ganz müde. Meine Füße brennen. Mein Kopf ist wie leergefegt. Ich habe einen Geschmack von Staub, stickiger warmer Luft und Schweiß auf der Zunge. Ich mag keinen Menschen mehr sehen, deshalb habe ich mich gleich in meine Kammer verzogen. Ergebnis des Tages: durchgedreht.

Da ist ein Vormittag mit Mathematikarbeit und Aufsatz eine Kleinigkeit.

Neiderfüllt betrachtete ich immer wieder die



Jungen und Mädchen, die mit ihren Badesachen in die Freibäder fuhren.

Das also sind nun meine Ferien!

Wahrhaftig, wenn ich das geahnt hätte, wäre mir mein einziges „Ausgehkleid“ für die ganze Tanzstunde gut genug gewesen ...

Durchaus glücklich hingegen fühlt sich Fredi heute abend. Für ihn sind jetzt Straßenbahnschaffner und Straßenbahnfahrer erstrebenswerte Lebensziele.

Nachmittags durfte er zwei Stunden mitfahren. Er stand hinten auf dem Perron und konnte abklingeln. Er tat es gewissenhaft und ordentlich. Ich fuhr den Anhänger, da konnte ich ihn überwachen. Beim Motorwagen wäre es schwieriger gewesen, weil ich dort auf zwei Türen achten muß. Der Junge benahm sich heute überhaupt anständiger als sonst.

Ich habe ihm eben zwanzig Pfennig gegeben. Die hat er sich verdient. Er hat sie sehr stolz in sein Sparschweinchen gesteckt.

Und zu allem noch der Ärger nebenbei! Der Fahrer war ziemlich pampig. „Puppe" und „du" und „nette Spielerei, was"? Ich habe nichts darauf gesagt, blieb an den Endstationen im Wagen. Denn ich bin keine Puppe, und eine Spielerei ist die Arbeit für mich nicht. Eher eine Quälerei. Doch was geht das einen Fahrer an?

Jetzt will ich in den Garten gehen und gießen. Seit ein paar Tagen ist es ausgesprochen heiß. Eine Seltenheit in diesem Sommer. Möchte nicht, daß meine Blumen vertrocknen.

Frühschicht! Berufsverkehr! Übervolle Wagen, verschlafene Menschen, gereizte Stimmung. Ich kam mir vor wie ein Schellfisch in der Heringstonne.

Zuerst versuchte ich mir mit Sanftmut einen Weg zu bahnen. Später nahm ich meine Zuflucht zur rohen Gewalt. Ich hätte sonst überhaupt nicht kassieren können. Freiwillig machte mir niemand

Platz. Die Herren schon gar nicht. Am wenigsten die jungen „Herren“. Sie rempelten mich absichtlich an, grinsten, rissen Witze. Ich stellte mich taub und stumm. Bis mir einer zu frech kam. Dem drohte ich kurz entschlossen mit einer Ohrfeige. Da war er still.

Es ist mir schon häufig passiert, daß ich nur mit Herzklopfen an einer Gruppe junger Männer vorbeigegangen bin. In den seltensten Fällen beachteten sie mich nicht. Meist mußte ich irgendwelchen Unsinn hören; oder Schlimmeres!

Glauben sie auf diese Weise den Mädchen imponieren zu können? Da sind sie aber schwer auf dem Holzweg.

Ein nettes Erlebnis hatte ich am Vormittag mit einem kleinen Jungen.

Am Böllberger Weg war seine Mutter mit ihm zugestiegen. Er heulte und jammerte; obwohl er einen Fensterplatz bekam, weinte er weiter. Als ich kassierte, fragte ich ihn, was er für Kummer habe. Er schwieg verdutzt. Die Mutter klärte mich auf: Sie seien auf dem Weg zum Zahnarzt. Er habe Angst.

Das konnte ich verstehen. Ich habe auch immer Angst. Jeder hat Angst. Nur dürfen die Großen diese Angst nicht zeigen, weil sie sich sonst lächerlich machen würden.

Ich tröstete ihn. „Es tut gar nicht weh. Es ist nicht schlimmer, als wenn dich eine Mücke sticht. Hat dich mal eine Mücke gestochen?“

Er nickte.

Ich kramte in meiner Tasche und holte einen alten Bleistift hervor, den ich nicht mehr brauchte. „Hier“, sagte ich, „den schenke ich dir. Zu Hause malst du damit ein Bild, und wenn wir

uns wiedersehen, schenkst du es mir. Aber nun darfst du nicht mehr weinen.“

Er schaute mich an, ein bißchen ratlos erst, dann plötzlich recht fröhlich. Die Tränen kollerten nicht mehr. Seine Mutter lächelte ziemlich verlegen. Sie hätte ihn schließlich auch mit einer Kleinigkeit ablenken können.

Von meinem Platz aus beobachtete ich ihn weiter. Er hielt den Bleistift wie eine Lanze in der Hand und ließ keinen Blick von ihm. Als er dann aussteigen mußte, sagte er zum Abschied zu mir: „Du bist aber schön, Tante.“

So was hört der Mensch gern, und sei es von einem fünfjährigen Knirps.

Der arme Kleine war übrigens recht häßlich. Ich möchte nur wissen, wer die Ansicht aufgebracht hat, daß alle kleinen Kinder hübsch seien. Der Junge hatte abstehende Ohren. Sind abstehende Ohren etwa hübsch? Doch kann ich kein Kind weinen sehen. Nur aus dem Grund habe ich überhaupt mit ihm gesprochen.

Mit Helga geht es mir ähnlich: Wenn sie mich geärgert hat und ich böse geworden bin und ich sie später in irgendeiner Ecke heulend finde, vergeht mein Zorn sofort, ich hole sie zu mir, gebe ihr einen Kuß und kitzle sie, bis sie wieder lacht.

Bei Fredi bin ich nicht so empfindlich. Der hat deshalb auch mehr unter mir zu leiden.

Mittags, als ich hungrig und verschwitzt nach Haus kam, saß Tante Anna da. Vaters Schwester. Eine herzensgute Frau, nur ein bißchen altmodisch. Ich mag sie ganz gern. Würde sie übrigens noch lieber mögen, wenn sie nicht soviel redete.

Als sie mich in meiner Schaffnerkleidung sah,

kriegte sie große Augen, schnappte nach Luft und jammerte los: Armes Kind, die schönen Ferien, bedauernswert, schrecklich; ich täte ihr so leid. Ich sonnte mich kurze Zeit in ihrem Mitleid, bis ich es nicht mehr aushielt und mich verabschiedete. „Will noch was vom Tag haben, Tante Anna."

Umgezogen, in der Küche gegessen, das Rad aus dem Keller geholt und fort.

Jetzt sitze ich irgendwo zwischen Feldern, genieße die Ruhe und werde gleich schlafen. Ich schlafe gern am Feldrain. Hier riecht es so gut, würzig wie in einem Küchengarten. Nachher will ich noch zu Martina. Wenn ich dann nach Hause komme, wird Tante Anna hoffentlich fort sein.

Am selben Tag, zweiundzwanzig Uhr.

Ich komme gerade von Martina. Sie hat heute gelernt, wie man Säuglinge anfaßt, hochnimmt, trockenlegt und wie man ihnen die Flasche gibt.

Als ich abends bei ihr erschien, stand sie in der Küche und wusch ab. Ich half ihr, später saßen wir mit ihrer Mutter im Wohnzimmer. Martina erzählte. Sie ist von ihrer Arbeit begeistert.

Ich bin von der Schaffnerei nicht begeistert. Ich finde sie äußerst anstrengend. Ich bin müde.

Heute hatte ich Pech — doppeltes Pech! Spätschicht im Motorwagen — und Pluto im Anhänger.

Am Depot trafen wir uns. Seit Schulschluß hatten wir uns nicht mehr gesehen. Ich fand diese Pause

erholsam, er anscheinend nicht. Kaum sah er mich, kam er schon auf mich zu, schüttelte mir die Hand und sagte: „Endlich mal wieder ein vernünftiger Mensch. Fahre in deinem Schlepptau. Hoffentlich hängst du mich nicht ab."

„Ich hänge dich bestimmt ab", sagte ich. „Du fehlst mir gerade zu meinem Glück."

Er, grinsend: „Finde ich auch, Ev."

In dem Augenblick kam unsere Bahn. Ich ließ ihn stehen. Er lachte mich an. „Nicht so stolz, Kollegin. Wir sind alle nur Menschen."

Ich hätte ihn gern an den Zehnmeter-Sprungturm erinnert. Aber da wurde schon abgeklingelt.

Ich habe Pluto heute zum erstenmal in Schaffnerkleidung gesehen. Muß sagen, sie steht ihm. Er sieht darin älter aus, als er ist, noch größer, noch schlanker. Er würde übrigens niemals Mädchen anpöbeln. Dazu ist er einfach zu anständig.

Zwei Stunden lang hatten wir Berufsverkehr. Es geschah dabei nichts Besonderes, das Hindurchschlängeln und Puffen bin ich allmählich gewöhnt. Bei den Endstationen stieg Pluto zu mir in den Wagen, setzte sich mir gegenüber und versuchte mich zu unterhalten.

Zuerst sprach er über Filme. Er hat fast alle Filme gesehen, die in letzter Zeit bei uns gelaufen sind. Er gab Inhaltserklärungen und kurze Werturteile. Ich schwieg. Schließlich fiel es sogar ihm auf.

„Langweile ich dich?" fragte er.

„Nicht gerade", sagte ich.

„Aber weshalb sagst du nicht deine Ansichten?"

„Weil ich die Filme nicht kenne."

Das konnte er nicht begreifen.

„Meine Eltern wollen, daß ich abends zu Hause bin", sagte ich. „Außerdem gehe ich lieber mal ins Konzert, weißt du. Sagen denn deine Eltern nichts dazu?"

Er senkte den Blick und sagte (mir schien, nicht so gleichgültig, wie es klang): „Meine Mutter hat nichts dagegen." Kurz danach stieg er aus.

Er kam aber wieder.

Diesmal sprach er von der Musik. Herbert hätte ihn mal mit nach Hause genommen und ihm eine Cello-Sonate von Händel vorgespielt. Er hätte an diesem Nachmittag plötzlich Händel — und Herbert verstanden.

„Händels Musik ist so einfach, so großlinig, so klar, daß sie jeder begreifen muß. Vor allem, wenn Herbert sie spielt. Weißt du, ich habe Herbert immer gern gehabt, er ist ein guter Kamerad, nicht so hinterhältig wie Silvia. Aber seit jenem Nachmittag weiß ich, daß sich viel mehr hinter ihm verbirgt, als man ahnt. Ein Mensch, für den die Musik lebenswichtig ist wie das Brot. Stell dir vor, er übt jeden Tag vier Stunden. Dazu die Schularbeiten, die Orchesterproben, die Einsätze bei den Feiern. Alle Hochachtung."

„Er verzettelt sich nicht wie du", sagte ich.

Pluto schwieg.

Ich hatte ein dummes Mitleid mit ihm. Da schickte ich ihn weg.

Er kam noch ein paarmal zu mir in den Wagen, saß mir gegenüber, spielte mit dem Geldautomaten und war sehr nachdenklich.

Er fragte mich auch, ob ich mit ihm spazierenginge, wenn ich mal Zeit hätte. Ich lehnte sofort ab. Dumm von mir, wie ich später eingesehen habe.

Gegen zwanzig Uhr wurden die Wagen wieder voll. Die Menschen fuhren ins Kino. Ein Film mit Torriani wird gegeben, ein alter Schmarren, aber da können sie rennen (und vormittags stundenlang nach Karten anstehen). Ich weiß noch genau, was es für eine Aufregung in unserer Klasse gab, als Torriani vor Monaten im Klubhaus ein Konzert gab. (Das Wort Konzert ist viel zu schade für diesen Singsang.) Die billigste Karte kostete zehn Mark. Silvia ging natürlich hin, Ingrid, Angela, Moppel, sie schwärmten Wochen vorher und nachher nur von „ihm". Moppel ergatterte sogar ein Autogramm. Das hütet sie wie ein Heiligtum. Die Jungen waren auch nicht besser. Außer wenigen. Unter ihnen war Pluto. Das muß man ihm lassen, er weiß sehr genau zwischen Gutem und Seichtem zu wählen.

(Hier kann ich es ja hinschreiben, ohne Angst, verprügelt zu werden: Ich mag Torriani nicht. Singt wie ein Limonadenmann. Da sitzt kein Können dahinter, nur Schmalz. Zentnerweise.)

Nach dem Kinoansturm flaute der Verkehr ab. Zu meinem Leidwesen. Ich hab' es nicht gern, wenn nur ein oder zwei Fahrgäste in der Bahn sind. Ich fühle mich dann unsicher. Außerdem langweile ich mich, und die Zeit vergeht überhaupt nicht.

Heute langweilte ich mich zuerst auch. Später nicht mehr. Da hatte ich Angst.

Ich mag nicht darüber nachdenken, was geschehen wäre, wenn Pluto nicht eingegriffen hätte.

Steigt am Bahnhof nur ein Fahrgast ein: ein Mann Anfang vierzig, elegant gekleidet, betrunken. Ich roch es gleich. Er fiel auf eine Bank, sang



und schwatzte, und als ich zu ihm ging, um zu kassieren, stotterte er: „Na, kleiner Kä . . . Käfer, g. . .gib mir ’nen Ku. . .Kuß, dann zahl’ ich auch.“

Ich fuhr ihn an: „Unsinn, machen Sie keine Geschichten. Bitte das Fahrgeld.“

Er sah mich an. Sein Blick hatte etwas Stieres, Unheilvolles. Er stand auf und wollte auf mich zukommen, da fuhren wir in eine Kurve ein. Er stürzte mit viel Getöse hin, fluchte, brummte unverständliches Zeug. Die nächste Haltestelle kam,

der Fahrer bremste. Ich wollte schon vor zu ihm, er sollte den Mann raussetzen, da erschien Pluto auf der Bildfläche, packte den Mann am Kragen, zerrte ihn hoch und schubste ihn zur Tür.

„Los, raus mit Ihnen“, sagte er scharf. Der Mann wagte keinen Widerspruch. Sekunden später stand er draußen. Pluto nickte mir zu, sprang auf den Anhänger und klingelte ab.

Ich hätte ihm diesen Mut nicht zugetraut. Als er auf den Kerl zuging, war sein Gesicht ganz blaß. Mich sah er nicht an. Er muß die Szene vorher vom Anhänger aus beobachtet haben.

Bei der nächsten Endstation bedankte ich mich bei ihm. Er benahm sich sehr hoheitsvoll. Auf dem Weg zum Depot redeten wir nicht miteinander. Nach der Abrechnung verabschiedete er sich sehr schnell von mir. Eigentlich ließ er mich richtig auf der Straße stehen.

„Du bist ja nicht für Spaziergänge“, sagte er, dann war er fort.

Ich mußte zwanzig Minuten auf die Bahn warten, zwanzig Minuten mit der Bahn fahren und noch fünf Minuten laufen. Jetzt ist es schon dreiundzwanzig Uhr. Morgen habe ich Mittagsschicht, da kann ich mich ausschlafen. Endlich mal ...

Pluto hätte mich ruhig nach Hause bringen können, trotz meiner dummen Bemerkung am Nachmittag.

Im Motorwagen fuhr heute eine Schaffnerin, die sich Fräulein Rosa nennt. Betonung liegt auf „Fräulein". Sie war sehr mitteilsam, und an jeder Endstation erfuhr ich ein bißchen mehr von ihrer Lebensgeschichte.

Zu Hause sind sie fünf Kinder. Die Mutter ist schon alt, kann kaum noch laufen, sitzt den ganzen Tag am Fenster und strickt. Für ihre Kinder und für die Nachbarn, die ihr wenig genug dafür bezahlen. Der Vater ist tot. Rosa ist die Älteste. Einundzwanzig Jahre alt. Sie sorgt für die Zwillinge — sechszehnjährige Jungen — und ihre Schwester, die zwanzig Jahre alt ist, sorgt für die Kleinste, die noch in die Grundschule geht. Einen Freund hat Rosa schon gehabt, aber sie hat ihn fortgeschickt, weil er sie ihrer Brüder wegen nicht heiraten wollte.

„Und bloß einen Freund fürs Kinogehen und Schönreden und so — danke, habe ich gesagt, kann ich mir nicht leisten, habe zuviel auf dem Buckel. Kann mich damit nicht noch belasten. Dreht mir vielleicht ein Kind an, und dann habe ich drei, für die ich das Futter schaffen muß!"

Ihre Brüder besuchen die Mittelschule. Sie wollen später Ingenieure werden.

„Eigentlich ganz gute Kerle, nur der Vater fehlt Vor uns haben sie keinen Respekt. Sie sind nicht frech, nein, das kann man nicht sagen, aber sie gehen ihre eigenen Wege, und wenn man sie fragt, geben sie keine richtige Antwort. Sind viel fort, auch abends. Meistens, wenn ich Spätschicht habe. Das nützen Sie aus. Aber gute Zeugnisse, wissen Sie! Ich bin manchmal ganz stolz. Wenn

sie erst Ingenieure sind, werden sie für mich sorgen, sagen sie immer. Aber bis dahin habe ich wohl einen Mann."

Sie fragte mich, ob ich Geschwister hätte. Ich erzählte von Fredi und Helga. Sie war aber schon bei einem anderen Thema gelandet.

„Ihre Hose sieht schick aus, gefällt mir. Hätte auch gerne eine. Ist teuer, was? Manchmal gehe ich einfach so durch die Geschäfte und sehe mir alles an, und abends im Bett träume ich davon. Habe gestern gute Wolle bekommen. Mutter strickt dem Willi eine Jacke davon. Ob mir so eine Hose stehen würde? Was meinen Sie?"

„Das kann man schwer sagen", antwortete ich, „eigentlich haben Sie zu starke Hüften. Aber man müßte es probieren."

„Ja", sagte sie gedehnt, „Sie sind schlank. Möchte ich auch sein. Bei mir setzt alles an, wie bei meiner Mutter. Aber unsere Jüngste hat eine Figur wie Sie. Die ist überhaupt hübsch. Die müßte mal zum Film."

Nachdem sie sich verabschiedet hatte, habe ich ihr heimlich nachgesehen: Ihr Gang wirkt plump, schöne Beine hat sie nicht. Aber wie unwichtig ist das. Sie ist ein lieber, netter Kerl.

Hoffentlich erkennen ihre Brüder das an. Wahrscheinlich wissen sie's nicht. Unter Geschwistern weiß man so etwas meistens nicht. Ich weiß auch nicht, wie Fredi in Wirklichkeit ist. Da ich mich hauptsächlich über seine Streiche ärgern muß, nehme ich mir keine Zeit, einmal über seine guten Seiten nachzudenken. —

Vier Tage vom Einsatz sind herum. Vier Tage erst! Dabei ist mir die Arbeit eigentlich jetzt schon leid . . .

Auf meiner letzten Tour heute stieg Karl-Heinz zu. Laute Begrüßung. Mich ritt der Teufel. Ich fragte ihn, wo er denn arbeite. Weshalb er nicht mit den anderen aufs Land gefahren sei?

Statt einer Antwort fragte er: „Hast du bald Dienstschluß?"

Ich nickte.

„Dann bringe ich dich zum Depot. Muß sowieso in diese Gegend." –

Diese Neugier in mir! Als wir die Berliner Straße hinaufschritten, langsam, ein bißchen bummlig, konnte ich mich kaum beherrschen. Ich fühlte, daß er mir etwas sagen wollte. Und daß er keinen Mut hatte.

Aber ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, als ihn zu fragen.

Das Depot war schon in Sicht, da fing er endlich ziemlich unvermittelt von selbst an.

„War heute in der Maschinenfabrik, bei meiner alten Brigade. Tolle Kerle, sag' ich dir. Wollte nur mal guten Tag sagen – und bin drei Stunden geblieben."

Dann war er wieder still.

„Ja – und?" fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. „Ach, ist ja egal. Nur daß du es weißt ..."

„Was soll ich wissen? Daß du in der Maschinenfabrik warst, zum Zuschauen?"

„Nein, Unsinn. Daß ich es satt habe mit euch. Daß ich mal wieder mit richtigen Freunden zusammen sein wollte."

Er blieb unwillkürlich stehen, packte mich am Arm und sagte unbeherrscht: „Ich brauche andere Luft um mich. Ich muß wieder in die Produktion. Auf Wunsch der FDJ-Kreisleitung habe ich den Sekretär hier gemacht, hab' mich geschmeichelt gefühlt, daß sie ausgerechnet zu mir kamen. Aber wie kann man arbeiten, wenn man eigentlich immer auf Ablehnung oder zumindest auf Gleichgültigkeit stößt? Ich zerbreche mir den Kopf, wie ich es anstellen könnte, daß ich euch mal aus eurer Trägheit herausstieße. Weiß es nicht. Kannst du es mir nicht sagen, Ev?"

„Das ist ja eine richtige Überrumplung", sagte ich verdutzt.

„Nenn' es meinetwegen so. Ich wollte schon lange mal mit dir sprechen. Aber in der Schule kommt man nie dazu, da ist immer was anderes los. Wie ist es nun?"

„Paß auf", sagte ich, „ich rechne ab, dann gehen wir Eis essen. Da können wir weiterreden."

„Wenn du Zeit hast?"

„Habe ich."

Und nun haben wir wirklich eine Stunde lang in Schulzes Eisstube gesessen und haben uns unterhalten. Das Eis ist in unseren Bechern geschmolzen, wir haben es nicht bemerkt.

Einen Augenblick habe ich überlegt, ob ich ehrlich meine Gedanken äußern oder Unverbindliches sagen sollte. Habe mich für das erste entschieden. Man kann schweigen, aber anlügen kann man Karl-Heinz nicht. Dazu ist er selbst zu ehrlich.

„Du redest zuviel", meinte ich, „und was du sagst, hat nicht immer Hand und Fuß! Mit Worten kannst du uns nun mal nicht imponieren."



„Ach“, fiel er mir ins Wort, „womit kann man euch schon imponieren! Wenn ich in meinem alten Betrieb meine Tagesnorm mit fünfzig Prozent übererfüllte, so würdet ihr das kaum zur

Kenntnis nehmen. Aber wenn ich die Schultreppe auf den Händen hinauflaufen könnte, würdet ihr hurra schreien. Ist es so?"

„So ähnlich", gab ich widerwillig zu.

„Also. Das mache ich nun zwei Jahre mit. Wäre Pluto nicht da, wäre ich längst verrückt geworden. Weißt du, die Maschinen, an denen ich gearbeitet habe, sind kompliziert gewesen. Ihr alle seid jedoch wesentlich komplizierter. Ich bin nicht der Kerl, der mit euch fertig wird. Manchmal möchte ich einen von euch nehmen, dich meinetwegen, Ev, und schütteln und rufen: Begreif doch endlich, worum es geht! Begreif doch endlich, daß man unsere Welt nicht mit Zauberei und Gleichgültigkeit aufbauen kann! Aber was würdest du sagen? Vermutlich: Schönes Wetter heute. Nicht wahr?"

Sein Gesicht war so ehrlich erregt und entrüstet, daß ich erstaunt und ein wenig verlegen schwieg. Endlich meinte ich: „Wir haben uns doch alle für den Einsatz gemeldet. Außer Silvia, aber mit der darfst du nie rechnen. An der beißen sich auch andere die Zähne aus. Was willst du also?"

„Vielleicht zuviel. Ich will, daß ihr diesen Einsatz aus der Überzeugung leistet, etwas Gutes und Notwendiges für unsere Gesellschaft zu tun, nicht aus anderen, untergeordneten Gründen. Aber ihr . . ."

„. . . sind nicht für so große Worte", unterbrach ich ihn.

Er lachte. Es klang ein bißchen bitter. „Lieber einen Sack Flöhe hüten, als bei euch Sekretär sein", sagte er. „Weißt du, meine alte Brigade nimmt mich sofort, ich habe mich erkundigt. Aber es würde eine Art Flucht sein — und das geht mir

gegen den Strich, und nun überlege ich, was ich beginnen soll. Deshalb, meine Dame, bin ich noch nicht bei eurem Einsatz dabei. Wenn ich nämlich in den Betrieb will, muß ich nächste Woche anfangen. Hätte gern mit Pluto mal darüber gesprochen, treffe ihn aber nie zu Hause an."

„Ich kann ihm ja Bescheid sagen."

„Gut. Übrigens habe ich nichts dagegen, wenn du an dieser Unterhaltung teilnimmst."

„Mal sehen."

Vor der Eisdiele fragte er mich, ob mir die Arbeit Spaß mache. Ich hob die Schultern. „Spaß? Ach, weißt du . . ."

„Dachte es mir. Schade. Na, mach's gut, Ev."

Ich bin nach Hause geschlendert und habe nachgedacht. Hat er recht, hat er unrecht? Und ich? Kann ich denn was dafür, daß das Schaffnern mir wenig Freude macht und ich froh bin, wenn wieder ein Tag herum ist?

Vielleicht sehe ich Pluto morgen. Soll er mit Karl-Heinz reden. Ob ich dabeisein werde, weiß ich noch nicht.

Man soll mich ruhig in meinem Trott lassen. Mir gefällt er . . .

Wagenkontrolle, durchgeführt von Herrn Mengs. Als er zustieg, kriegte ich Herzklopfen.

Es ging jedoch alles glatt. Herr Mengs war zufrieden. Er fragte, ob ich Klagen hätte. Ich verneinte. Konnte ihm nicht gut sagen, daß ich jetzt schon keine Lust mehr habe.

Am Markt stieg er aus, rief mir aber noch zu, daß eine Schaffnerin Urlaub nehmen konnte, weil ich für sie eingesprungen bin.

Schön. Interessiert mich aber nicht. Hat mir nur einen Stich versetzt: Urlaub, Sonne, Wasser, Faulsein, Stille — und ich stecke bis über beide Ohren im Krach, im Staub, in der Arbeit.

Na ja.

Für kurze Zeit verbesserte eine Familienszene an der Haltestelle meine Laune:

Mutti soll verreisen. Das ist anscheinend Grund genug, um völlig aus dem Häuschen zu sein. Vati trägt den Koffer, Hänschen trägt die Tasche, Lieschen trägt den Regenschirm. Um die Beine quirlt Seppel, der Langhaardackel. Irgendwer stolpert immer über ihn. Und das alles stürzt auf die Bahn zu, verrammelt die Tür, so daß niemand raus und niemand rein kann.

Ich muß einschreiten. Dabei trete ich Hänschen auf die Finger. Er schreit. Mutti stöhnt: „Ich sollte doch lieber zu Hause bleiben." Vati schreit: „Unsinn, dieses Theater." Seppel bellt. Ich rufe ungeduldig: „Einsteigen bitte!" Als letztes wird der Regenschirm nachgereicht. Die Bahn ruckt an. Mutti hängt halb draußen.

„Laßt das Essen nicht anbrennen", ruft sie, „und gebt Seppel nicht soviel, er wird zu fett, und wascht alle zusammen ab, aber laßt nichts hinfallen, und nehmt die Schlüssel mit, wenn ihr fortgeht, und . . ."

Wir biegen um eine Ecke. Erschöpft kommt Mutti in den Wagen und läßt sich auf einen Platz fallen. Schweißperlen umrahmen ihre Nase wie ein Kranz. Das Gesicht ist hochrot. Sie ringt nach Luft.

Und ich sage zu ihr statt „Das Fahrgeld bitte“: „Auf Wiedersehen, Mutti.“

Ergebnis: herzliches Gelächter.

Es wurde die fröhlichste Fahrt zum Bahnhof, die ich erlebt habe. Selbst die Mutti lachte mit. Ich wünschte ihr zum Abschied eine gute Reise.

Die Sache mit dem Rehpinscher war wiederum gar nicht amüsant.

Eine Dame stieg ein, mit einem kleinen braunen Rehpinscher im Arm. Der Rehpinscher zittert, obgleich es heute wieder ziemlich heiß war. Ich kann dieses kleine Viehzeug nicht leiden. Man weiß nicht, ob man einen Hund vor sich hat oder eine Nippsache.

Die Dame gab mir fünfzehn Pfennig. „Ich bekomme dreißig Pfennig von Ihnen“, sagte ich freundlich.

„Wieso dreißig Pfennig“, fuhr sie auf, „wird denn bei uns über Nacht alles teurer?“

„Aber nicht doch, Sie müssen nur für den Hund mitbezahlen.“

Die Schleusen öffneten sich. Und schlossen sich nicht wieder. Ich stand da wie ein begossener Pudel, hilflos jedem Redefluß preisgegeben. Das Ende vom Lied: Sie bezahlte nicht. Sie war stärker als ich. Ich verzog mich auf die Plattform und verwünschte sämtliche Rehpinscher der Welt.

Zum Glück kam kein Kontrolleur.

Dafür kam bei der nächsten Tour Silvia.

Silvia, die Vornehme.

Anscheinend wollte sie mich nicht erkennen, denn sie hielt mir die Zehnerkarte zum Knipsen hin, ohne mich anzusehen.

„Tag, mein Herz“, sagte ich, „wie geht's?“

„Ach, du bist es“, kam es gnädig von ihren Lippen. „Gefällt es dir hier? Bist du zufrieden?“
„Hm, schon.“ Heimlich dachte ich: Du Gans!
„Ich käme um dabei. — Du, wie findest du mein Kleid? Hübsch, nicht? Hat mir mein Vater für mein Zeugnis geschenkt, kostet zweihundertfünfzig Mark. Morgen fahren wir in die Tatra. Ich freue mich mächtig. Na, dann laß es dir gut gehen. Und versaure nicht ganz.“

Sie rauschte hinaus.

Ein alberner Affe — oder bin ich am Ende nur neidisch? Ich wollte, ich hätte es so gut wie sie. Führe viel lieber in die Tatra als von einer Endstation zur andern.

Wenn ich mal Zeit habe, werde ich mir in der HO Stoff kaufen und einen Schnitt, und dann werde ich versuchen, mir selbst ein Kleid zu nähen, ein ganz einfaches. Wäre ja gelacht, wenn ich es nicht könnte.

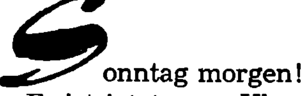
Soll sie reisen, aber ich wünsche ihr von Herzen Regenwetter.

Auf dem Heimweg traf ich Pluto. Ich berichtete von Karl-Heinz.

Er meinte, wir sollten erst mal allein spazierengehen und über alles sprechen. Wir haben uns für morgen zwanzig Uhr verabredet. Er will mich abholen. Mutti kann ruhig wissen, daß ich mit ihm spazierengehe. Ich will kein Geheimnis daraus machen.

Jetzt muß ich Strümpfe stopfen. Die Familie hat nichts mehr zum Anziehen. Ich muß mich opfern. Schrecklich. Ich verziehe mich damit in den Garten.

Morgen ist Sonntag. Dienstfrei. Wenigstens etwas, worauf man sich freuen kann.

onntag morgen!

Es ist jetzt neun Uhr. Ich habe eine Stunde im Bett gelesen. Draußen regnet es ganz fein. Ich habe das Fenster aufgemacht. Irgendwo las ich einmal, daß Regenwasser schön machen soll. Ich müßte einen Topf im Garten aufstellen und den Regen darin auffangen. Müßte! Die Familie würde mich mit vereinten Kräften auslachen, wenn ich es in Wirklichkeit täte!

Vati trällert in der Stube.

Mutti unterhält sich im Garten mit Frau Lotsch. Ich höre ihre Stimmen bis hinauf in mein Zimmer. Möchte wissen, was die da am frühen Morgen zu schwatzen haben. Frau Lotsch ist unsere Nachbarin, hat drei Kinder, ihr Mann arbeitet im Bergwerk, sie selbst in der großen Konsumbäckerei am Alten Markt.

Werde mich mal hinunterschleichen und ihr Sonntagsplauderstündchen belauschen und mich vor meinem Sonntagsdienst noch ein bißchen drücken. Kartoffeln schälen! Ich tue es nicht gern, verderbe mir damit so leicht die Hände. Später werde ich bei allen Hausarbeiten Gummihandschuhe anziehen.

Sonntag mittag!

Ich habe wirklich gelauscht wie ein Dreikäsehoch an der Tür zum Weihnachtszimmer. Ich habe dabei wohl auch so große Augen gemacht wie er, wenn er einem Telefongespräch seiner Mutti mit dem Weihnachtsmann zuhört.

Frau Lotsch klagte, daß sich bei ihr ein Berg Strümpfe angesammelt hätte. „Ach, und die Wäsche“, sagte Frau Lotsch, „ich weiß manchmal

nicht, wie ich es schaffen soll. Nicht das Waschen, ich gebe sie in die Wäscherei und bekomme sie als Naßwäsche wieder — aber das Plätten! Allein dreizehn Schürzen ...“

Darauf Mutti: „Bringen Sie sie mir, Frau Lotsch. Wird schon mal mitgemacht. Habe ja jetzt nur meinen Haushalt zu versorgen, da schaffe ich es schon.“ Frau Lotsch sagte nur: „Danke, Frau Brunner. Es ist mir eine große Hilfe.“

Ach, und ich habe gestöhnt! Denn ich befürchte, daß ich die dreizehn Schürzen plätten muß. Und ich plätte so ungern!

Mutti hat heute gute Laune wie selten. Ich fragte sie, wie das käme.

Sie lachte: „Ich komme mir nicht mehr so egoistisch vor.“

Na ja, die Menschen sind verschieden. Ich für mein Teil würde mir nicht freiwillig die Arbeit anderer Leute auf den Hals packen, sondern froh sein, wenn ich nicht den ganzen Tag über zu tun hätte.

Sonntag abend!

Ich warte auf Pluto. Er wollte gegen zwanzig Uhr bei uns sein. Ich habe noch eine halbe Stunde Zeit.

Nachmittags bin ich mit Martina über Land gefahren. Ihr Rad war tadellos geputzt. Meins sah wieder ziemlich mitgenommen aus. Fredi könnte es ruhig mal sauber machen. Er fährt gern und oft damit herum, durch Pfützen und dicksten Dreck. Aber putzen — keine Spur.

Mittags hatte der Regen schon nachgelassen. Die Luft war rein und klar, die Landwege fast abgetrocknet. Wir fuhren durch die umliegenden

Dörfer, tranken in einem abgelegenen Gasthaus Limonade und rasteten am Felsendom, einer alten Porphyrgruppe, die sich mitten aus dem Flachland emporreckt.

Martina erzählte von einem zweijährigen Jungen — Frühgeburt, Zwillingskind —, der gestern in ihr Heim eingeliefert wurde. Er soll völlig verstört sein. Wenn jemand an sein Bett tritt, fängt er an zu schreien. Niemand weiß, was mit ihm los ist.

Das Abendbrot für die Familie habe ich heute herrichten müssen. Das war eine Qual. Mutti stand daneben wie ein Dragoneroffizier und kommandierte:

„Jetzt mußt du das Brot schneiden!"

„Garniere den Aufschnitt mit Petersilie."

„Laß die Eier nicht zu lange kochen."

„Vergiß das Salz nicht."

Ich hätte sie am liebsten fortgeschickt. Ich mag das Quengeln nicht. Soll sie mich allein wurschteln lassen und mich hinterher auf meine Fehler hinweisen. Ich werde sie nicht ein zweites Mal begehen. Aber diese herablassende Art ist nicht zu ertragen. Die paßt mir nicht.

Sie ist schuld daran, daß ich mir von Mutti nicht gern etwas sagen lasse.

Möchte wissen, wo Pluto bleibt! Schon zehn Minuten nach zwanzig Uhr. Ist doch sonst immer pünktlich. Vielleicht hat er Herzklopfen?

Armer Junge!

Ich werde in den Garten gehen. Da braucht er nicht zu klingeln, wenn er kommt.

Zwei Stunden später!

Krach mit Pluto. Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Krach wegen Karl-Heinz.



Es fing so harmlos an. Pluto kam gerade angerannt, als ich an die Gartentür trat. Seine Mutter wäre mit dem Abendbrot nicht fertig geworden, deshalb die Verspätung. Ich verzieh großmütig. Wir bummelten zum Galgenberg, Pluto war recht verlegen, nicht so wie sonst. Um ihn über die ersten Runden zu bringen, erzählte ich gleich von Karl-Heinz. Vielleicht wäre es besser gewesen, ich hätte es nicht getan.

„Karl-Heinz will in die Maschinenfabrik zurück", sagte ich.

„Was meinst du dazu?"

„Blödsinn", hieß seine Antwort.

„Warum?"



Er wurde wütend. „Weil das der Weg des geringsten Widerstandes wäre. So leicht dürfen wir es ihm nicht machen. Er ist doch eigentlich ein toller Kerl! Zugegeben, er trifft nicht immer den richtigen Ton. Aber das ist es doch nicht, weshalb es bei uns nicht geklappt hat. Liegt doch vor allem an euch, an eurer Gleichgültigkeit. Du denkst wohl, wenn er geht, dann kommt einer, der macht Hokuspokus, und alles ist anders."

„Es geht doch nicht um uns, es geht um Karl-Heinz. Wenn ein ..."

„Es geht um Karl-Heinz *und* um uns", unterbrach er mich.

„Laß mich doch mal ausreden: Wenn ein Arzt zufällig einen Chemiker vertreten muß und in diesem Beruf versagt — darf er erst dann zur Medizin zurück, wenn er ein guter Chemiker geworden ist? Oder: Ein Schweinezuchtmeister kommt in eine Schmiede und muß den Pferden Hufeisen aufschlagen, statt daß er wie bisher Schweine züchten kann. Meinst du das so?"

„Ev, du bist unverschämt. Es handelt sich doch hier um einen gesellschaftlichen Beruf, um gesellschaftliche Arbeit ..."

„Ach — und da darf man pfuschen!"

„Höre doch, ich meine ..."

Aber ich wollte nicht mehr hören.

Wir waren am Tümpel angelangt. Die Frösche quakten laut und ausdauernd. Ich sagte: „Sei still. Die reden vernünftiger als du."

Er wollte weiter auf mich einreden, da nahm ich einen Stein, warf ihn genau vor ihm in das schwarze Wasser. Es gluckste auf — und seine graue Hose war voller Dreckspritzer. Für den Rest des Abends hatte er genug.

Ein Glück, daß es ein Bett gibt. Dahinein werde ich mich verkriechen, die Decke über die Ohren ziehen und schlafen. Sollen sie mich mit ihren Problemen in Ruhe lassen. Ich habe mich bis jetzt ziemlich aus allem herausgehalten — sehr zu Vatis Ärger, ich weiß —, trotzdem werde ich es auch weiter so tun. Denn, ehrlich: weder Karl-Heinz noch Pluto interessieren mich so sehr, daß ich mich selbst ihretwegen einen Augenblick lang vergessen könnte. Und habe ich nicht persönlich auch Ärger genug? Meine vermanschten Ferien zum Beispiel ...

Das war nun mein erster abendlicher Spaziergang mit einem Jungen.

Schöner Reinfall.

Habe Pluto den ganzen Tag nicht gesehen. Ich zwinge mich, nicht an ihn zu denken.

Zum Glück habe ich noch andere Gedanken im Kopf.

Die Stunden dehnten sich endlos. Ich habe das Schaffnern schon satt. Es wird sehr schnell eintönig und langweilig. Das Fahren mag interessanter sein, verantwortungsvoller jedenfalls. Ich habe mir schon überlegt, ob es für mich zweckmäßig ist, in zwei Jahren die Fahrerprüfung abzulegen. Ich hätte dann immer einen Beruf, wenn ich beim Studium versagen sollte.

Was schreibe ich da!

Unsinn, ich versage nicht. Eine dumme Anwandlung. Grund: die Hitze.

Ich habe heute meinen krötigen Tag. Als ich kam, fragte mich Mutti, was es Neues gebe. Ich antwortete heftig: „Nichts!“ Immer fragt sie nach Neuem. Ich kann ihr nicht erzählen, was ich so erlebe. Zu oft höre ich von ihr: „Überspannt.“ Da schweige ich lieber.

Ich möchte mich mit Mutti besser verstehen. Es will mir nicht gelingen.

Der Abend ist sehr warm und mild. Ich sitze am Rand eines Kornfeldes, bin mit dem Rad hierhergefahren, fort von dem häuslichen Lärm. Fredi und Helga hatten sich gezankt wie zwei Kater, die sich nicht leiden können. Ich türmte...

Nun denke ich schon eine ganze Weile darüber nach, daß ich oft Erlebnisse habe, die tagelang in mir wach bleiben, mich nicht beschäftigen, aber plötzlich erinnere ich mich an sie, beim Schaffnern, in der Schule, zu Hause. Da sah ich eine Birke, schon etwas herbstgolden, gegen den Himmel, ohne Bewegung, als stünde sie außerhalb der Zeit. Ich ging vorbei, nahm ihr Bild in mich auf und das Gefühl: Der Sommer wird bald vergangen sein. Es wird Zeit, daß wir an die See kommen. Bald fängt der Herbst an: Nebelschleier um bunte Bäume, matter Sonnenschein, windlos warm die Mittage und kühl die Abende. Und daneben erwachte das Gefühl: Irgend etwas muß mir der Sommer noch bringen, etwas Besonderes, das ihn von allen anderen Sommern unterscheidet.

Ich kann auch die beiden Mädchen nicht vergessen, die gestern in meinem Wagen fuhren. Dreizehn Jahre, dreistfreche Gesichter, gewollt forsche Sprache. (Ich weiß ja, wie man's in dem Alter treibt!) Sie unterhielten sich über eine

Freundin. „Sie will schlänker werden“, kicherte eine von ihnen, „trinkt jeden Tag eine Selters und wird nur dicker. Wie ein Rollmops.“ Schlänker, sagte sie. Das Wort geht mit mir, dieses falsche Wort, und regt mich auf.

Und Pluto kann ich nicht vergessen und den Streit von gestern auch nicht. Dumm, dumm ...

Zuweilen überkommt mich der Wunsch, alles besser zu machen. So wie heute! Ich habe soviel gute Vorsätze und stolpere immer über meine Fehler. Morgens bin ich verschlafen, Mutti gebe ich patzige Antworten, zu den Kleinen bin ich unfreundlich — und dabei weiß ich, daß es mir gut geht und daß ich auch glücklich bin. Ich könnte mich selbst ohrfeigen ...



Die Frühschichten müßten abgeschafft werden!

Frühschichten sind für mich schlimmer als Klassenarbeiten, auf die ich nicht vorbereitet bin.

Vor sieben Uhr bin ich niemals richtig ausgeschlafen. Bei einer Frühschicht muß ich jedoch schon um vier Uhr aufstehen. In zehn Minuten anziehen, in der Küche eine Tasse Kaffee wärmen, das Frühstücksbrot, das Mutti mir am Abend zuvor zurechtgemacht hat, einpacken — und fort. Stehe ich nicht gleich nach dem Weckerrasseln auf, bleibt keine Zeit mehr zum Kaffeetrinken. Meistens gehe ich nüchtern zur Arbeit.

Es ist schon hell, wenn ich auf die Straße trete. Fahlhell. Dieses Licht ist ohne Glanz, ohne Farbe.

Alles sieht grau aus, selbst die Blumen im Vorgarten. Dieses Licht läßt mich zusammenschauern und flößt mir Unbehagen ein. Am liebsten möchte ich ins Haus rennen, mich ins Bett kuscheln und auf die Sonne warten. Ich döse so hin, bis ich an die erste Kreuzung komme. Von dort geht es im Trab weiter zum Reileck, wo uns der Zubringerwagen abholt.

Und zu meiner Müdigkeit die überfüllten Straßenbahnen! Sie machen mich nervös wie Tante Anna. Einmal habe ich laut geflucht. Darauf kam prompt die Frage: „Soll das 'n Morgengruß sin, Frollein?" — „Je nach Geschmack", sagte ich. „Na, da ham Se aber 'n kräftigen Geschmack, alle Achtung."

Lächeln, Grinsen überall. Seitdem fluche ich nur noch innerlich, in Gedanken.

Ich bewundere die Frauen, die schon so früh zur Arbeit fahren, oftmals mit ihren kleinen Kindern, die sie im Betriebskindergarten abliefern und nach Arbeitsschluß wieder abholen.

Eigentlich hatte ich geglaubt, daß die Männer einen großen Respekt vor diesen Frauen hätten und ihnen anstandslos den Platz räumen würden. Weit gefehlt. Sie sitzen und rühren sich nicht vom Fleck, mag da ein Knirps vor Müdigkeit fast umpurzeln. Ich habe es mir ein paarmal mit angesehen, ohne etwas zu sagen. Jetzt freilich lasse ich das in meinem Wagen nicht mehr durchgehen. Ich jage die Herren auf, recht energisch, daß sie keinen Widerspruch wagen. Sie gehorchen betreten und verlegen. Treffe ich dieselben Herren an anderen Tagen wieder, lassen sie sich nicht noch einmal mahnen. Sie sind dann von sich aus höflich, wie man es von ihnen erwartet.

Ob Unhöflichkeit nicht häufig aus Gleichgültigkeit erwächst?

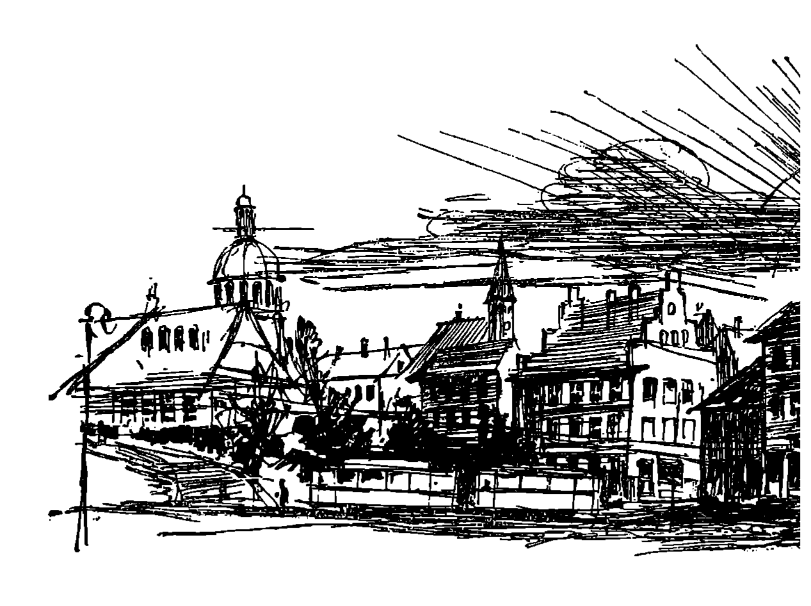
Der dankbare Blick einer Frau, die sich mit ihrem kleinen Kind setzen kann, hat mir schon oft die Kraft gegeben, diese öden Morgenstunden heiter zu überstehen.

Ich bemerke an mir eine gewisse Abhängigkeit von Kleinigkeiten, die von anderen ohne weiteres übersehen werden. Schon als Kind war das so. Wenn ich einmal in der Küche essen sollte und es stand schmutziges Geschirr auf dem Tisch, dann schmeckte es mir nicht. Oder: Mutti vergaß, mir den Gutenmorgenkuß zu geben; ich blieb jaulig den ganzen Tag über. Diese Empfindlichkeit habe ich mir nicht abgewöhnen können, obwohl ich mir zeitweise wirklich große Mühe gegeben habe.

Jetzt gebe ich mir keine Mühe mehr. Ich glaube vielmehr, es wäre vorteilhaft, wenn alle Menschen so empfänden wie ich. Wieviel Ärger würde vermieden! Sind es doch oft Kleinigkeiten, die den Alltag vermiesen oder verschönen. Meist vermiesen. Leider!

Auf der Linie 5 kenne ich meine Fahrgäste schon, die zwischen fünf und sieben Uhr morgens mitfahren. Sechs Arbeiter fahren zur Maschinenfabrik. Sie unterhalten sich jeden Tag auf der Plattform draußen. Ihnen ist keine Verschlafenheit anzumerken. Zwei Ingenieure fahren zum E-Werk. Sie lesen regelmäßig die Zeitung. Es sind die einzigen, die ich häufig aufjagen muß, wenn Frauen stehen. Die Lektüre fesselt sie so, daß sie die Höflichkeit anderen überlassen.

Ein paar Schwestern fahren zur Klinik. Sie haben freundliche, stille Gesichter.



Ob ein Beruf abfärbt auf die Menschen, die ihn ausüben?

Fragen, Fragen ... Soviel müßte man überlegen und durchdenken! Oder man müßte jemanden wissen, der die Antwort auf jede Frage bereithielte.

Eine Frau, die morgens ebenfalls mit der Linie 5 fährt, interessiert mich besonders. Sie ist klein, nicht mehr jung, nicht hübsch und hat ein ernstes, zerfurchtes Gesicht. Am Reileck steigt sie aus und verschwindet eilig in einer der Nebenstraßen. Wenn ich könnte, würde ich ihr einmal nachgehen. Es muß spannend sein, einem mensch-



lichen Schicksal nachzuspüren, spannender als die erregendste Kriminallektüre.

Ein Beruf erscheint mir so wichtig, daß ich mir schon überlegt habe, ob ich ihn später wählen soll: den der Kindergärtnerin. Bisher lag das völlig außerhalb meines Denkens. Die Frühschichten haben es geändert.

Mit den Krankenschwestern steigt auch ein junges Mädchen zu, vielleicht achtzehn Jahre alt, sehr hübsch, mit einem lieben Gesicht. Durch die Anrempelei wurden wir miteinander bekannt. Tags darauf trafen wir uns zufällig nachmittags in der Stadt. Wir warteten auf die gleiche Bahn

und kamen ins Gespräch. Ich erfuhr, daß sie Kindergärtnerin ist, zweiundzwanzig Kinder zu betreuen hat, kleine Kinder im Alter von vier bis fünf Jahren.

„Machen Sie das gern?" fragte ich.

„Natürlich", antwortete sie, „sonst hätte ich ja in ein Büro gehen können."

„Kein leichter Beruf, nicht wahr?"

„Bestimmt nicht. Ohne Liebe wird er zur Qual."

„Ich könnte es nicht."

„Woher wollen Sie das wissen, haben Sie Kinder gern?"

„Ja – schon."

„Also! Ich bin zweiundzwanzig Kindern tagsüber der Ersatz für die Mutter. Ich will ein guter Ersatz sein. Sie sollen nichts entbehren müssen." Und mit einem nachdenklichen Lächeln fügte sie hinzu: „Manche entbehren eher zu Hause . . ."

Sie hat recht. Ein Ersatz für die Mutter. Das reizt und lockt mich. Nur weiß ich nicht, ob ich genügend Liebe aufbringen kann. Da liegt der Hase nämlich im Pfeffer. Wo mich meine Geschwister schon in Raserei versetzen können . . .

Helga hat mir einen Theaterbeutel gemopst, sie benutzt ihn zum Aufbewahren schmutziger Taschentücher. Dreist-freches Lachen, als ich ihn gestern in ihrer Puppenecke fand. „Du hast doch noch zwei, das genügt." Und Mutti gleich: „Laß doch das Kind."

Aber Geschwister sind natürlich kein Maßstab.

Ich werde einmal mit Pluto darüber sprechen. Wir haben uns noch nicht wiedergesehen. Ein unangenehmes Gefühl, daß wir uns verzankt haben. Er soll mir doch Schlösser an meine Kästen anbringen. Sonst trägt Helga schließlich noch

meine Perlonstrümpfe als Haarschleifen. (Aber nicht nur deshalb möchte ich mich mit ihm wieder vertragen. Nein, nicht nur deshalb . . .)

Eine Feststellung habe ich treffen können: Gehe ich unlustig zum Dienst, wird mir jede Stunde zur Qual, die Arbeitszeit nimmt kein Ende, meine Laune wird schlechter und schlechter. Zwinge ich mich, meine Arbeit gern zu tun, finde ich Freude in ihr und an ihr, wird sie mir leicht, kommt keine Langeweile auf. Oder anders ausgedrückt: Drömele ich so hin, wird mir alles zur Last, nehme ich mich zusammen, finde ich zumindest Befriedigung.

So ganz nebenbei noch: Ich habe nie geahnt, daß auch in der Stadt ein Sonnenaufgang voller Zauber sein kann.

Gegen fünf Uhr fuhren wir heute über den Markt. In den Fensterscheiben der Kirchtürme flammte die Sonne. Ihr Licht fiel hinab zu den Marktfrauen, die die Gemüsestände einrichteten. Ganz plötzlich war der graue Platz ein bunter Farbentopf.

Ich klingelte ab. Ich fühlte tief in mir eine jähe Freude, daß ich mit in diesem Farbtopf steckte: ein roter Klecks mein Kopftuch, ein schwarzer Strich meine Hose.

Wenn das frühe Aufstehen nicht wäre — ich würde mich nach den Frühschichten drängen.

Aber leider . . . leider . . .

Ein glücklicher Tag — denn Herr Schmidt war mein Fahrer!

Teuerster Pluto, sei mir nicht böse, aber in Herrn Schmidt bin ich verliebt. Verliebt von dem Augenblick an, als er zum erstenmal auf mich zuschob und sagte: „Na, Kleene, woll'n wir die Kiste schaukeln?"

Ich lachte.

„Nu", meinte er, „dann gomm man mit."

Unterwegs zur Straßenbahn fragte er: „Wo hast'n deine Bemm'?"

„Ich habe keine mit", sagte ich, „es ging heute früh zu schnell, ich habe sie vergessen."

Ein Blick aus seinen flinken, kleinen Augen, ein Lachen und die Antwort: „So macht's meine Erna auch immer. Wegen der Linie, verstehste? Aber die Karla, die is vernünftig. Fritz auch. Nur der Jochen kriegt neuerdings den Schlankheitsfimmel. Der kann's vertragen, is rund wie'n Mops. Nu, wenn der Hunger gommt, dann meldste dich. Hab genug Furage mit."

Mit sichtlicher Freude krabbelte er in den Wagen. Ich glaubte, er würde nicht durch die Tür passen, aber er schob erst den Bauch hinein, dann folgte der übrige Mensch, und so ging es.

„Weißte", sagte er, „die 501 fahre ich gern. Die is wie ein gutes Tier, zuverlässig und ordentlich, hat keine Mucken und pariert, wie sich's gehört. Aber die 372 is ein Biest. Hätte mich bald mal mächtig reingerissen. Fahre die Wucherer-Straße runter, schönes Tempo drauf. Unten vor der Haltestelle ziehe ich die Bremse an. Denkste dir, nichts war's mit Bremsen. Wir glitschten nur so

vorbei, keiner konnte aussteigen, keiner einsteigen. Ein Gegacker im Wagen, als wenn sechzig Hühner drinsteckten. Am Reileck stand die Kutsche endlich. Und da funktionierte auch die Bremse wieder. Ich sag's, das Biest wollte mich nur ärgern. Hätte schief ausgehen können. Aber mit der 501 passiert so was nicht. Hüh, Pferdchen, wir woll'n mal los. Rin in die vollen ..."

Es wurde eine lustige Fahrt. Ich mußte wirklich von seinen Stullen essen. Tat es ohne Gewissensbisse. Der Mann hatte acht „Bemmen" mit, acht Stück! Und ist doch schon rund und mollig wie ein Tönnchen.

Wie sagte doch Cäsar einmal: „Laßt dicke Männer um mich sein"? Seit ich Herrn Schmidt kenne, gebe ich dem großen Cäsar nachträglich recht. Vati ist schlank, überschlank; meistens komme ich ja gut mit ihm zurecht, aber er hat auch seine Tücken, und dann weiche ich ihm lieber aus. Unvorstellbar, daß Herr Schmidt plötzlich jähzornig losbrüllen oder gar den gekränkten Pascha spielen kann. Er ist einfach zu gemütlich dazu. Vielleicht auch zu bequem.

Welche Erkenntnisse ich auf der Straßenbahn sammele: Pluto, mein Herz, du bist zu dünn für mich. Wenn ich dich lieben soll, mußt du mindestens fünfzig Pfund zunehmen.

Aber was für ein Quatsch! Ich will ihn ja gar nicht lieben. Der eingeschnappte Peter ist Luft für mich. Punktum. Es gibt genug andere (dikkere) ...

Ich habe heute gute Laune, weiß selbst nicht, warum. Dabei fuhr in meinem Anhänger die Inge Kalais. Ein scheußliches Mädchen. Sie gehört zu den wenigen Schaffnerinnen, die ich nicht aus-

stehen kann. Herr Schmidt scheint ähnliches bei ihrem Anblick zu empfinden. Ihr hat er noch keine Stullen angeboten!

Was ist das aber auch für ein Menschenkind! Als ich sie das erstemal erlebte, habe ich sie fünf Minuten lang angestaunt wie ein Meerwunder. Nach zehn Minuten packte mich unwiderstehlicher Lachreiz, schließlich wurde ich wütend und ließ sie stehen.

Sie nahm das als Kompliment auf. Ihre Gedanken, in Worte gekleidet, vielleicht so: Der habe ich imponiert.

Man stelle sich vor: ein Mädchen, siebzehn Jahre, nicht häßlich, aber leider dumm, das nichts anderes im Kopf hat als Männer, Männerfang und die dazu notwendigen Requisiten. Letztere sehen so aus: dick geschminkter Mund, der im Sonnenlicht fast lila schimmert, schlecht rasierte Augenbrauen, billiges Parfüm, viertelliterweise benutzt, und eine Haut, die man durch die Puderschicht nur noch ahnt. Überaus farbenfrohe Kleidung, ohne Rücksicht darauf, daß sich manche Farben beißen. Doch schließlich wäre das alles noch zu ertragen, wenn das Geschöpf seinen Mund hielte. Inge Kalais' größtes Laster ist die Geschwätzigkeit.

„Hach, Sie sind von der Schule? Na, Sie hätte ich mir schicker vorgestellt. Gefällt's Ihnen? Nee, nicht? Mir auch nicht. Mach es nur, weil man ja was machen muß. Abends fängt dann das Leben an. Sie, ich habe jetzt einen Freund, tolle Klasse, mächtig viel Geld und Garderobe wie ein Graf! Wir gehen jeden Abend aus, prima Sache. Küssen kann er auch —", freches Grinsen, „na ja, Sie wissen ja Bescheid. Oder nicht? Gibt's das auch?

Meine Mutter sagt immer: Inge, sagt sie, halte dich ran. Auf einmal bist du verblüht, und dann ist es nichts mehr mit der Liebe. Aber ich will hoch hinaus, wissen Sie, ich will mal'n Studierten haben, 'nen richtig Studierten, und dann ...“

... habe ich sie stehenlassen. Ich hätte ihr sonst eine geklebt. Weiß aber nicht, ob das bei der Straßenbahn erlaubt ist.

Als sie heute in unseren Anhänger stieg, stöhnte ich. Herr Schmidt grinste. „Keine Angst, meine Kleene, die kommt nicht zu uns. Die mag mich nicht. Ich sie auch nicht. Möchte sie mal unter eine Pumpe halten und ihr Gesicht mit Ata abschrubben. Oder sie meiner Emilie geben und sagen: Da, mach was Ordentliches aus ihr. Meine Emilie, weißt du, meine Alte, die schaffte das. Aber ich tu's ihr nicht an. Hat mit unseren fünfen genug auf dem Hals.“

Fünf Kinder!

Wenn Mutti fünf Kinder hätte, würde sie verrückt. Frau Schmidt geht noch dreimal in der Woche als Aufwartung zu einem Arzt. Vier Kinder sind schon größer, von sechzehn abwärts bis elf. Das jüngste ist zwei Jahre alt.

Wie sie das nur schafft?

Die Tüchtigkeit dieser Menschen macht mich manchmal sehr kleinmütig. Was bin ich dagegen für ein albernes Gestell!

Neben Inge Kalais komme ich mir freilich vor wie ein Engel mit Schleppe, auf einer Wolke sitzend und Harfe spielend. So brav und anständig. Möchte nicht wissen, was sie schon hinter sich hat. Wenn ihre Mutter sie dazu noch anhält!

Nein, Papa Schmidt, da lobe ich mir doch Ihre Erna, die Feinmechanikerin wird, die Karla, die

auf die Mittelschule geht – und mich. Jawohl. Trotz aller Minderwertigkeitskomplexe. Zum Ausschuß gehöre ich nicht.

Welch ein erhebendes Gefühl!

Ziemlich gegen Ende meiner Arbeitszeit traf ich Pluto. Am Markt. Er schrie mir zu: „Um siebzehn Uhr im Bad!“ Ich schrie zurück: „Abgemacht.“ Und trat vor lauter Begeisterung einer Frau, die hinter mir stand, auf den Fuß.

Also doch, Pluto, also doch ...

Übrigens, als ich das letztemal am Reileck hielt, stürzte Herr Mengs auf mich zu und sagte: „Sie müssen noch zwei Stunden fahren, Fräulein Brunner. Eine Kollegin ist plötzlich erkrankt, ich komme mit dem Plan sonst nicht zurecht ...“

Vor Wut klingelte ich ab. Die Bahn ruckte an.

„Abgemacht?“ schrie auch er.

Aber ihm antwortete ich nicht.

Und ich denke auch gar nicht daran, noch zwei Stunden zu fahren. Bin doch nicht verrückt. Habe genug getan heute. Vielleicht, wenn ich mich nicht mit Pluto verabredet hätte! Möglich, daß ich mich dann hätte breitschlagen lassen. Aber so nicht. Pluto ist mir wichtiger. Wir müssen uns wieder vertragen ...

Bei der Abrechnung habe ich Herrn Mengs nicht gesehen. Habe mich auch schnell aus dem Staub gemacht.

Es ist gleich 1/25 Uhr. Ich will mein Badezeug zusammenpacken und ins Bad fahren. Ganz pünktlich werde ich nicht sein, aber Pluto kann immerhin ein paar Minuten auf mich warten ...

Abends am gleichen Tag.

Ich habe vergebens gewartet. Pluto ist nicht gekommen. Hat mich sitzenlassen.

Ich bin weniger böse als enttäuscht. Darüber, daß es für ihn etwas gibt, was ihm wichtiger ist als ich!

Dann hätte ich auch fahren können.

Martina kam gegen neunzehn Uhr. Ich erzählte ihr von Herrn Mengs. Sie meinte, Pluto liefe mir nicht weg, aber Herrn Mengs so im Stich zu lassen, wäre gemein. Ich habe widersprochen, jedoch recht zaghaft. Fühle nämlich, daß sie recht hat.

Ja, wenn Pluto gekommen wäre und wir uns vertragen hätten, könnte ich morgen Herrn Mengs in die Augen blicken ohne jede Gewissensbisse.

Aber so?

Nein, schön war das nicht, weder von Pluto — noch von mir. Nun muß ich's auslöffeln.

Ich bin heute richtig nach Hause geschlichen. Ich wollte nicht, daß mich jemand sehen sollte — und es hat mich auch niemand gesehen. Das Haus ist zum Glück leer. Vati hat eine Produktionsberatung im Betrieb, und Mutti ist mit den Kindern bei Frau Lotsch und bringt den Garten in Ordnung. Hat mir einen Zettel hingelegt, daß sie erst abends heimkommt.

Unten an der Garderobe bin ich stehengeblieben und habe in den Spiegel gestarrt. Blaß sehe ich aus, verknittert. So, wie mir zumute ist.

Ich bin den langen Weg vom Depot hierher gelaufen. Das hat aber auch nichts geholfen. Pluto ging eine Weile hinter mir her, kam dann noch

mal zu mir und redete auf mich ein, aber weil ich nicht antwortete, blieb er stehen und ließ mich in Ruhe.

Pluto!

Wie ich ihn hasse!!

Nur seinetwegen ist mir das alles passiert. Und er steht da im Glorienschein und fühlt sich.

Denn wie ist es gewesen? Ich bin nicht auf der Bahn geblieben, weil ich mich mit ihm verabredet hatte. Die Bahn mußte ohne Schaffner zum Reileck zurückfahren. Dort stand noch immer Herr Mengs. Der spuckte natürlich Gift und Galle, als er mich nicht sah. In dem Augenblick lief ihm Pluto über den Weg, der zur Abrechnung wollte. Kurz entschlossen brummte er Pluto die zwei Stunden Fahrzeit auf, und Pluto ließ die Verabredung mit mir sausen und fuhr. Fuhr einfach, ohne an mich zu denken. Und schadete mir damit doppelt: einmal, weil ich sinnlos auf ihn warten mußte, dann, weil er Herrn Mengs durch sein Verhalten eine gute Waffe gegen mich in die Hand gab.

Die habe ich nun heute zu spüren gekriegt!

Mußte nach dem Dienst in Herrn Mengs Zimmer. Dort saßen: Mengs, Frau Schendell (eine Schaffnerin, die ich noch nicht kannte), Herr Schmidt — und Pluto.

Als ich ihn sah, ahnte ich sofort, was geschehen war. Die Wut packte und schüttelte mich.

Das Schlimmste kam noch. Herr Mengs legte nämlich los: Das sei Schluderei, keine richtige Pflichtauffassung, ich sei mir wohl nicht klar, daß ich eine gesellschaftliche Aufgabe erfüllte, Schülermethoden könnten sie nicht gebrauchen, hier müßten sie sich auf jeden verlassen können, um



meine Einstellung zur Arbeit sei es schlecht bestellt, am liebsten schickten sie mich nach Hause, solche Oberschüler könnten sie nicht gebrauchen, aber sie müßten mich behalten, weil sie eine Schaffnerin in Urlaub geschickt hätten, und so hofften sie, daß ich mich ändern würde.

„Die Arbeit in der Schule nehmen Sie wichtig“, sagte Herr Mengs, „wir wollen nichts anderes, als daß Sie die Arbeit hier auch wichtig nehmen. Ein Beispiel kann Ihnen Ihr Mitschüler sein“ — er zeigte auf Pluto —, „er hat den Einsatz gefahren, ohne ein Wort zu verlieren ...“

Herr Schmidt räusperte sich:

„Kann schon mal vorkommen“, warf er ein, „so am Anfang ...“

„Darf aber nicht.“ Herr Mengs ließ nicht locker.

Frau Schendell sagte nichts. Ich blickte flüchtig zu ihr hin und sah ein Lächeln in ihren

Augen. Da stiegen mir die Tränen hoch, aber ich konnte sie mit Anstrengung unterdrücken.

Pluto schwieg. Schwieg einfach. Er hätte mich so gut verteidigen können — jedoch, er schwieg. So schwieg ich auch.

Als ich wieder draußen in der Sonne stand, einen Augenblick wie betäubt, willenlos fast, legte sich eine Hand auf meinen Arm. Frau Schendell stand neben mir. „Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen“, sagte sie, „passiert uns allen mal. Herr Mengs ist ein bißchen scharf, meint es aber nicht so. Arbeitet viel und verlangt auch von uns viel. Strengen Sie sich jetzt tüchtig an, dann wird er bald wieder zufrieden sein.“

Ich nickte. Ich dachte auf dem Heimweg nur immer: Pluto ist gemein gewesen. Und das tut eigentlich am meisten weh.

Nein, doch nicht ganz. Ich schäme mich, daß ich nach einer Woche Arbeit schon einen Tadel einstecken mußte. Mengs hat recht, ganz ernst habe ich die Schaffnerin bis jetzt nicht genommen: Eine nicht so wichtig zu nehmende Nebenbeschäftigung ... Will mir Mühe geben, daß es anders wird.

Aber Pluto ...

Unten geht die Tür. Mutti kommt mit den Kindern zurück. Ich will mir nichts anmerken lassen. Sie würde höchstens sagen: Siehst du, da hast du es ... Und das brauche ich nicht zu hören.

Zu meiner angeknacksten Seelenverfassung nun auch noch dieses Erlebnis!

Ich begreife nicht, daß so etwas möglich ist. Sind die Selbstsucht, die Herzlosigkeit so angewachsen, daß sie in jungen Frauen die Mütterlichkeit abtöten können?

Unten schimpft Mutti. Ich habe nicht „guten Tag“ gesagt, als ich eben gekommen bin. Ich habe es vergessen, denn anderes rumort in meinem Kopf. Sie ist empört darüber. Wenn sie wüßte ...

Mir bleibt wieder nur mein Tagebuch.

Ich muß dieses Erlebnis loswerden. Es preßt mir das Herz zusammen:

11 Uhr 50. Der Mittagsverkehr hat noch nicht eingesetzt. Ich stehe auf dem Perron, die Wagentür ist offen. Draußen ist es warm, lockend warm. Ich möchte baden, auf einer Wiese liegen, reifes Korn riechen. Der Wind umspielt mein Gesicht, er bringt keine Kühlung.

An den Kliniken steigt eine junge Krankenschwester ein. Sie hält einen Säugling im Arm, tiefblaue Augen, dunkle Haare, die Händchen zu Fäusten geballt, der Mund zu einem schnellen Lächeln halb geöffnet.

„Ist es krank?“ fragte ich.

Die Schwester verneint.

„Es ist ganz gesund. Niedlich, nicht wahr? Denken Sie: Die Mutter will es nicht haben. Ich bringe es in das Säuglingsheim am Paulusplatz. Armes Ding. Es tut mir so leid. Wenn ich könnte, würde ich es behalten. Ich habe es richtig liebgewonnen. Aber ich stehe allein, bin berufstätig und vielleicht auch noch zu jung dazu ...“



Sie bricht ab. Wir schauen beide das Kind an, blicken in die unschuldigen Augen. Wir fühlen die Verantwortung, die ein Kind anderen Menschen auferlegt. Und eine Mutter fühlt diese Verantwortung nicht?

Ich kann es nicht begreifen. Wenn ich einmal ein Kind haben sollte, dann würde ich es auch gern haben. Es weggeben, nicht haben wollen, vielleicht, weil es Arbeit macht und Mühe — unfaßbar.

Draußen hat es sich abgekühlt. In der Nähe muß es ein Gewitter gegeben haben, den ganzen

Tag über türmten sich schon graugelbe Wolken am Himmel. Ich will noch mit dem Rad wegfahren. Im Zimmer halte ich es nicht aus ...

Der Mond steht groß am Himmel. Es ist so hell, daß ich dabei schreiben kann.

Ich habe Karl-Heinz getroffen. Er saß am Rive-Ufer auf einem Felsbrocken und zerkrümelte eine Zigarette zwischen den Fingern. Ich erkannte ihn rechtzeitig, sprang vom Rad und sagte: „Nun, was ist? Drückt der Schuh noch immer?"

Er lachte. „Mein Fräulein, meine Schuhe drükken überhaupt nicht. — Aber du scheinst ein seelisches Hühnerauge zu haben. Also los, rede! Hast was falsch gemacht bei der Straßenbahn?"

Ich war überrumpelt.

„Du weißt ...?" fragte ich.

„Hm. Traf Pluto vorhin. Schien ähnlich geknickt zu sein wie du. Kenne ihn ja besser als dich und weiß, was ein bestimmter Gesichtsausdruck zu bedeuten hat. Habe ihn in ein Kreuzverhör genommen, und er hat erzählt. War nicht richtig von dir, Ev ..."

Mir schwoll sofort der Kamm.

„Nicht richtig, schön und gut, das sehe ich ein. Aber sein Verhalten, sein Schweigen war noch viel weniger richtig. Er wußte doch, daß ich den Einsatz nicht gefahren bin — seinetwegen. Wir hatten uns gestritten, deinetwegen (ich seufzte) — es ist alles so kompliziert, Karl-Heinz —, und wollten uns vertragen, und das war so wichtig

für mich, daß ich die Straßenbahn Straßenbahn sein ließ. Er hingegen — bei seinem höher entwickelten Bewußtsein — ich spotte nicht, bitte — zog die Straßenbahn vor. Könnte ich noch verschmerzen. Aber mich ausschimpfen zu lassen, ohne ein Wort zu meiner Entschuldigung zu sagen — siehst du, das war gemein von ihm. Das nehme ich ihm schwer übel. Das verstehe ich einfach nicht. Wie ich überhaupt manchmal den ganzen Pluto nicht verstehe."

Ein paar Minuten Schweigen. Dann fügte ich hinzu: „Ist ja auch egal."

Karl-Heinz ließ die langen Grashalme durch die Finger gleiten, riß einen Halm ab und steckte ihn in den Mund. Er fragte mich, während er darauf herumkaute: „Kennst du Plutos Eltern? Seine Verhältnisse zu Hause?"

Ich verneinte.

„Er spricht selten darüber, aber manchmal, wenn wir zusammen von einer Sitzung kamen, hat er Andeutungen gemacht, und ich habe mir da einiges zusammengereimt. Die Mutter ist Stadtverordnete, der Vater arbeitet im Kombinat ‚Schwarze Pumpe'. Er hätte schon zweimal eine Werkwohnung bekommen können, aber die Mutter will nicht von hier fort. Es muß manchen Streit deswegen zu Hause geben. Für Pluto haben die Eltern wenig Zeit. Er bewundert sie, ihre Arbeit, ihre Leistungen — und leidet darunter, daß sie sich zanken, fühlt sich von ihnen vernachlässigt. Am meisten wohl von der Mutter. Er hat mir einmal gesagt: ‚Gut, daß ich dir so viel Arbeit abnehmen kann und daß ich die Sitzungen habe — zu Hause halte ich es ja doch nicht aus!' Vielleicht verstehst du nun, weshalb er manch-

mal so unausgeglichen ist. Und was sein komisches Verhalten dir gegenüber angeht: Hat sich geschämt, Ev, vor allen anderen zu sagen, daß er sich mit dir verabredet hatte. Trag es ihm nicht nach. Wenn ich dir raten kann ...“

Ich antwortete nicht. Wollte darauf nicht antworten. Ich erzählte ihm deshalb von dem Kind.

Er hörte zu. Das allein war für mich schon eine Hilfe. Spreche ich mit Mutti, habe ich oft das Gefühl, als warte eine Arbeit auf sie, die noch getan werden muß, als fiele ihr das Zuhören schwer, als hätte sie einfach keine Zeit. Karl-Heinz unterbrach mich nicht.

Als wir vom Sitzen steif geworden waren, gingen wir noch ein Stück spazieren. Karl-Heinz schob mein Rad.

Er sagte: „Manche Menschen sehen, bedingt durch den Krieg und die Härte der Nachkriegszeit, den Sinn ihres Lebens immer noch in Äußerlichkeiten: im Geldverdienen, in Garderobe, in Zerstreuung und Vergnügen. Jahrelang ist ihr Streben notgedrungen auf das Sattwerden gerichtet gewesen. Sie haben alles dem Brot untergeordnet und sind dabei, ohne es zu merken, innerlich stückweise abgestorben.“

„Willst du sie damit entschuldigen?“

„Mit keinem Wort, Ev. Ich suchte nur nach Erklärungen für solches Verhalten.“

„Erklärungen! Stell dir vor, Karl-Heinz, du wärest Richter und eine solche Frau stünde vor dir, und du müßtest ein Urteil sprechen. Was würdest du sagen?“

Er überlegte lange. Wir schlenderten den Weg zurück, am Felsenblock vorbei; neben uns rauschte der dunkle Fluß.

„Diese Frau hat ihr Kind weggegeben", begann er. „Man kann es auch anders nennen: Sie ist vor einer Aufgabe geflohen, die die Gesellschaft ihr gestellt hat. Ich würde sagen, daß sie sich am Leben schuldig gemacht hat, am Leben ihres Kindes und an ihrem eigenen Leben. Denn wir haben die Pflicht, aus unserem Leben das Größtmögliche zu machen. Wir dürfen es nicht vertrödeln, vertun. Jeder sollte versuchen, ein ganzer Mensch zu werden. Und das kann nur, wer nicht vor den Aufgaben flieht, die die Gesellschaft ihm stellt."

Der Mond kam hinter den Uferbäumen hervor, ein runder, heller, kalter Mond, der die bleiblaue Dämmerung füllte mit seinem Licht. Er begleitete uns bis vor die Haustür.

„Hier wohnst du", sagte Karl-Heinz, „ich war noch nie hier. Eigentlich dumm, daß wir alle so wenig voneinander wissen. Wäre es anders, könnten wir uns bestimmt gegenseitig besser helfen."

„Ich weiß von dir auch nichts", antwortete ich, „nur, daß du unser FDJ-Sekretär bist, der manches richtig und manches falsch macht – meiner Ansicht nach. Vielmehr: Wußte ich von dir nur. Seit heute kenne ich dich ja schon etwas besser. Weil wir zum erstenmal richtig miteinander gesprochen haben. Damals in der Eisdiele, das war erst ein Anfang."

„Ja, hast recht. Kannst du dir übrigens denken, was ich am Fluß gemacht habe, als du mich trafst?"

„Wie sollte ich."

„Überlegt habe ich, was ich tun soll. Bleiben oder gehen, die alte Frage."

„Und das Ergebnis?"

„Möchte ich eigentlich dir und Pluto zusammen sagen."

Ich ging in den Garten und ließ die Tür hinter mir zuschnappen.

„Unmöglich. Will mit Pluto nichts mehr zu tun haben. Gute Nacht."

„Gute Nacht", sagte er und ging davon.

Im Wohnzimmer spielte das Radio. Vati pfiff. Aus dem Kinderzimmer drang Lachen und Muttis mahnende Stimme.

Ich setzte mich auf die Treppenstufen und dachte an Pluto. Lange.

Plötzlich stand Karl-Heinz wieder vor mir.

„Sei kein kleines Mädchen, Ev, ich sage ihm Bescheid. Morgen abend neunzehn Uhr am Stadtwald. Klar?"

Ich nickte, obwohl ich es gar nicht wollte.

Er verschwand ziemlich schnell und lautlos.

Nun ärgere ich mich heftig, daß ich mich darauf eingelassen habe.

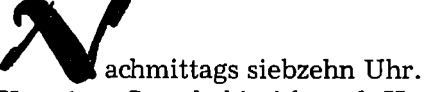
Pluto wiedersehen, mit ihm sprechen!

Scheußlich.

Am scheußlichsten deshalb, weil ich mich vor ihm schäme.

Denn schließlich hat er sich besser benommen als ich. In puncto Straßenbahn. Das muß ich einsehen.

Aber Karl-Heinz hat recht. Ich kann mich nicht wie ein kleines Mädchen benehmen. Das würde alles nur schlimmer machen.



Nachmittags siebzehn Uhr.
Vor einer Stunde bin ich nach Hause gekommen, habe gleich mein Rad gegriffen und bin ins Bad gefahren. Ins Wasser, geschwommen, gesprungen, angezogen — und nun sitze ich hier im Zimmer, angenehm müde und faul. Sehr faul.

Mutti ist mit den Kindern in der Stadt. Eine tiefe Ruhe herrscht im Haus. Für Stunden bedeutet das eine Erholung, aber immer möchte ich es nicht so still um mich haben. Da lobe ich mir doch die Lebendigkeit, den Lärm, das Lachen der beiden Kleinen. Es macht mich manchmal kribblig, aber es paßt in mein Leben besser als die Lautlosigkeit eines solchen Nachmittags.

Ich werde mich jetzt vor den Kleiderschrank stellen und mir überlegen, was ich heute abend anziehen soll. Ich möchte Pluto gefallen. Er soll mich anstaunen, jawohl; aber ich werde ihn sehr kühl behandeln. Er soll merken, daß er es mit mir verdorben hat.

Gestern abend bin ich nicht mehr dazu gekommen, das Gespräch mit Pluto und Karl-Heinz aufzuzeichnen. Ich war einfach zu müde. Heute hatte ich wieder Frühschicht. Nur sieben Stunden konnte ich in der letzten Nacht schlafen. Zuwenig für mich. Nachher will ich mit dem Rad in die Felder und mich irgendwo hinlegen und dösen.

Mutti ist beim Friseur, Helga hat sich das Knie aufgeschlagen. Sie liegt auf ihrem Bett und guckt sich Bilderbücher an. Ich habe das Knie mit Jod bepinselt. Die Kleine war tapfer und hat nicht geheult. Fredi ist bei seinem Freund. Sie spielen Indianer. —

Weshalb schreibe ich das alles?

Komisch, als wenn ich Angst hätte, an gestern abend zu denken. Dabei denke ich doch immer daran. Also los:

Wir trafen uns am Stadtwald. Die beiden Jungen waren schon da, als ich ankam. Karl-Heinz begrüßte mich mit einer Herzlichkeit, die ich früher nur selten an ihm bemerkt hatte. Sie stand ihm gut zu Gesicht. Pluto war verlegen, sehr still. Ich natürlich sehr kühl.

Wir drömelten so hin. Der Wald roch nach Harz. Eine laue Luft hing zwischen den Bäumen.

Um eine Bank rankten sich wilde Brombeeren. Wir setzten uns. Karl-Heinz malte mit einem Stock Muster in den lockeren Waldboden.

Plötzlich stieß er Pluto in die Seite und sagte: „Fang an. Du hast was auf dem Herzen, merke es dir an. Los. Erst du, dann ich. Ev ist Schiedsrichter."

Ich stellte mich dumm.

„Worum geht es eigentlich?" fragte ich.

„Olle Kamellen, du weißt doch, ob ich bleiben soll oder nicht."

„Plutos Ansicht kenne ich schon. Sollst bleiben. Mich interessiert lediglich, was du dazu sagst."

„Später, später. Habe es nämlich im Gefühl, daß Pluto es sich anders überlegt hat."

Ich schielte zu Pluto hin. Er hatte den Kopf weit zurückgelehnt und blickte hinauf zu den Baumkronen. Sein Gesicht war ganz ruhig, entspannt, aber ich fühlte, daß er erregt war.

„Ich grübele in der letzten Zeit oft", sagte er plötzlich, „welchen Beruf ich einmal wählen soll. Meint ihr, ich käme zu einem festen, endgültigen Resultat? Laubfrosch rät zum Physiker. Ganz

schön. Aber die Medizin lockt mich genauso und der Flugzeugbau auch oder die Fernsehtechnik. Wozu soll ich mich entscheiden? Ist die Entscheidung, die ich treffe, richtig? Ich kenne einen Jungen — er ist ein paar Jahre älter als wir —, der studierte Physik. Seine Leistungen waren gut, er hatte schon vier Semester hinter sich. Plötzlich, von heute auf morgen, wollte er umsatteln und zur Medizin überwechseln. Man wollte es nicht gestatten, aber er ließ nicht locker. Nach Monaten hatte er es erreicht; er durfte mit dem Medizinstudium beginnen. Ganz von vorn. Jetzt, nach zwei Semestern, steht es einwandfrei fest, daß er ein tüchtiger Arzt werden wird. Die Medizin ist für ihn nicht nur Beruf, sondern eine gewisse Art Lebenserfüllung. Sicher wäre er auch ein guter Physiker geworden, aber nun wird er nicht nur ein guter, sondern ein überdurchschnittlich begabter Arzt. Überlegt, wie lange er brauchte, um seinen richtigen Beruf zu entdecken. Ähnlich ist es bei Karl-Heinz. Er hat geglaubt, in der Schule mehr leisten zu können als an der Maschine. Ein Irrtum — möglicherweise. Nun soll er den Irrtum nicht verewigen."

„Sieh mal an", sagte ich.

Jäh wandte sich Pluto zu mir.

„Ja", schrie er, „sieh mal an! Kann ich mich denn nicht auch einmal irren? Habt nur ihr ein Recht dazu, ich nicht?"

Ich wollte eine scharfe Antwort geben, aber Karl-Heinz kam mir zuvor.

„Ich habe die ganze letzte Zeit so gedacht wie ihr. Wollte weg. Schlußstrich ziehen, aus. Aber nun mache ich es doch nicht. Warum? Weil meine Mutter mir den Kopf zurechtgesetzt hat."

Er lächelte ein wenig, wie verlegen. Wir fragten nicht, sondern warteten, bis er von selbst weitersprach.

„Meine Mutter ist eine ganz einfache Frau, wißt ihr. Sechs Kinder hat sie großziehen müssen, allein, mein Vater starb früh. Sie war lange Zeit Waschfrau, jetzt ist sie Arbeiterin in den Pumpenwerken. Sie hat wohl gemerkt, daß mit mir was nicht stimmte, und hat mich schließlich auch gefragt. Da habe ich ausgepackt. Ergebnis: herzliches Gelächter. Und nachfolgender Spott. Ob ich vielleicht so armselig wäre, daß ich nicht mit ein paar eingebildeten Schulgänsen fertig würde? Na, das saß. Also bleibe ich und gehe zu den anderen aufs Land, Einsatz ableisten. Ich glaube, dort kann ich am meisten schaffen. Und nach den Ferien hoffe ich auf euch! Daß ihr mir helft und mich nicht im Stich laßt ... und daß wir's zusammen besser machen ..."

Er schaute zu Pluto hin. „Nun, zufrieden, Höllenfürst? Tu doch eigentlich nur das, was du immer von mir verlangt hast."

Pluto saß stumm neben uns.

„Sieh mal, Pluto, man kann doch nicht einfach weglaufen, wenn man Schwierigkeiten hat. Vor Schwierigkeiten in einer gesellschaftlichen Arbeit schon gar nicht. Wer mit sich nicht zufrieden ist, muß sich fragen, was er falsch gemacht hat. Und dann soll er sich anstrengen, es besser zu machen. Mein Fehler war: Ich habe dich in eurer Klasse alles allein tun lassen; um die anderen habe ich mich kaum gekümmert, habe mich nicht bemüht, sie richtig kennenzulernen."

Plötzlich sprang Pluto auf und lachte schallend.

„Oh, ich Riesenkamel", rief er, „da habe ich nun versucht, in mir selbst aus schwarz weiß zu machen, um nicht als ein Holzkopf neben euch zu stehen, und nun war's umsonst. Meine Rede erscheint als konzentrierter Blödsinn. Schwamm drüber. Wollte dir eine Brücke bauen für einen guten Abgang — doch so ist's mir lieber. Wohin fährst du?"

„Nach Piesewitz, in die LPG."

„Da sind Theo, Moppel und die anderen aus unserer Klasse?"

„Ja."

„Gut aufgehoben bist du da, alter Junge."

Die beiden strahlten sich an, daß ich mir völlig überflüssig vorkam.

Ein Kuckuck schrie. Im Laub raschelte es. Ein dicker Frosch hüpfte über den Weg.

Plötzlich meinte Karl-Heinz, daß wir uns vertragen sollten. Ein Krach zwischen uns wäre ein Unsinn hoch vier.

Ich kriegte einen roten Kopf. Sogleich dachte ich: Ein Glück, daß es dunkel ist, da sieht es keiner. Pluto bohrte verlegen die Hände in die Hosentaschen. Niemand sagte etwas. Schließlich wurde es mir zu dumm.

„Schon gut", meinte ich möglichst gleichmütig, „alles wieder in Ordnung, Karl-Heinz."

Er sah mich zweifelnd an, hob die Schultern und sagte: „Na schön."

Pluto sagte gar nichts.

Als die Dunkelheit hinter den Stämmen hervorlugte, gingen wir weiter. Der Weg beschrieb einen Bogen, und nach einer halben Stunde erreichten wir die Straßenbahnhaltestelle. Eine Bahn kam gerade heran. Karl-Heinz verabschie-

dete sich schnell. „Muß mich beeilen. Koffer pakken. Morgen mittag geht's ab. Macht's gut, ihr zwei."

Fort war er.

Wir wanderten zu Fuß nach Haus. Wir sagten nichts. Nach einer Weile hakte sich Pluto bei mir ein. Ich ließ es geschehen mit einem heimlichen Triumph in mir: Siehst du, mein Freund, da kommst du gekrochen.

Ich wartete auf Erklärungen seinerseits, aber sie blieben aus.

Ein etwas langweiliger Heimweg.

Bis wir vor der Haustür standen!

Da zog er mich an sich und wollte mich küssen. Und ich...

Ich stieß ihn zurück und rannte ins Haus.

Dabei hatte ich den ganzen Abend über gespürt, daß es so kommen würde. Trotz — oder gerade wegen unseres Streites hatte ich es sogar ein klein wenig gewünscht.

Ich habe mich benommen wie eine alberne Göre aus einem Dreigroschenroman.

Wenn ich ihm eine Ohrfeige gegeben hätte, bitte, das wäre zu verstehen gewesen. Ich hab' es nicht gewagt, weil das geheißen hätte: Zwischen uns ist es aus, mein Lieber. So ganz aus soll es zwischen uns gar nicht sein. Nur möchte ich ihn spüren lassen, daß mir sein Verhalten weh getan hat. Aber läuft man wortlos und feige weg...?

Ich mag in keinen Spiegel mehr sehen. Zum Kuckuck, wo ist denn meine Courage hin? Wenn ich jetzt an Pluto denke, kriege ich Herzklopfen und werde weich wie Butter in der Sonne. Nun kann er mich wieder verspotten, wieder mit Recht verspotten.

Mir bleibt nichts übrig, als ihm möglichst aus dem Weg zu gehen.

Ein Glück nur, daß uns meine Eltern nicht gesehen haben. Es war ja noch nicht spät, kurz nach neun Uhr erst. Sie saßen im Zimmer und unterhielten sich. Vatis bissige Bemerkungen hätten mir gerade gefehlt.

Noch jetzt, einen Tag später, liegt mir mein dummes Benehmen wie ein Kloß im Magen. Vielleicht tröstet mich draußen die Stille und der Heuduft. Ich möchte einmal mit Pluto über die Felder wandern, jetzt im Sommer, wenn alles reift und wächst. Aber das wäre ja Mord — bei seinem Heuschnupfen. Hatschi ...

Wiederum einen Tag später.

Ich habe ihn eben am Depot getroffen, ganz kurz nur. Ich mußte abrechnen, er wartete auf seine Bahn. Ich sah ihn zu spät, sonst hätte ich mich hinter einer Litfaßsäule versteckt und gewartet, bis er eingestiegen wäre. Er kam auf mich zu, drückte meine Hand ganz fest und fragte leise: „Böse?"

Ich hob die Schultern.

Darauf er: „Ich wollte dich nicht kränken. Ich wollte dir nur sagen, daß ich dich mag, Ev."

In diesem Augenblick schrie Herr Mengs: „Der fünfte Wagen der Linie 6."

„Ich muß hin", sagte Pluto, „darf ich dich mal abends abholen?"

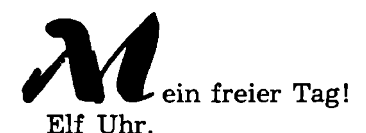
Ich hatte keine Zeit, den Mund aufzutun. Er war schon weg.

Er mag mich also. Und trotzdem ist er nicht für mich eingetreten. Ich begreife es nicht. Ich hätte an seiner Stelle anders gehandelt.

Oh, die Standpauke, die mir Herr Mengs ge-

halten hat, will nicht aus meinem Kopf! Sie hat mich schon in die verschiedensten Stimmungen hineingetrieben. Ich bin verzweifelt gewesen, ich bin wütend gewesen, habe gebockt wie Helga, wenn sie keinen Pudding zum Nachtisch kriegt, habe die Gleichgültige gespielt. Alles nicht das Richtige. Wenn ich mir nicht die gesamten Ferien verderben will, bleibt mir nichts übrig, als die letzten zwölf Tage so gut zu arbeiten, daß man um ein Lob nicht herumkommt.

Und so zwinge ich mich dazu, die Arbeit gern zu tun. Das ist die erste Voraussetzung dafür, sie auch gut zu tun.


ein freier Tag!

Elf Uhr.

Ich habe eben mein Zimmer gründlich sauber gemacht: Fenster geputzt, Decke und Wände abgestaubt, Fußboden geschrubbt und gebohnert. Eine frische Decke liegt auf meinem Tisch, bunte Sommerblumen stehen in der Vase, alles glänzt und funkelt. Ich habe einige Minuten im Zimmer gestanden, meine Augen umherwandern lassen und die Sauberkeit genossen. Der Fußboden ist so blank, daß ich mich fast darin spiegeln kann. Schön so! Ich mag das gern. Und wenn man mich überall heftig auslachen und mir vorwerfen würde, ich wäre von vorgestern, es macht mir Spaß, mit Wasser und Bohnerwachs zu hantieren. Freilich nicht immer. Niemals werde ich Putzen als Lebenszweck anerkennen können,

wohl aber als sympathische Beschäftigung, der ich mich von Zeit zu Zeit mit Leidenschaft widme.

Helga guckte vorhin ins Zimmer, rannte zur Mutti und schrie:

„Sie hat den Putzfimmel."

Die Krabbe. Ich werde sie mal wieder kitzeln müssen, daß ihr die Puste wegbleibt.

Es juckt mir in den Fingern: Ich muß noch mehr tun. Zwei Pullover und drei Blusen sind zu waschen. Bitte schön. Mutti wird zwar schimpfen, sie kann es nicht leiden, wenn ich nach eigenem Geschmack herumwirtschafte; aber soll sie nur. Großmutter war in meinem Alter schon verheiratet...

Später werde ich in die Stadt gehen. Mir ist so danach. Schade nur, daß Pluto auf der 3 fährt. Er hat erst um fünfzehn Uhr Dienstschluß.

Ein Uhr.

Ich kenne mich selbst nicht mehr. Reichlich fassungslos sitze ich hier oben und schaue das Paket an, das vor mir auf dem Tisch liegt. Wie bin ich nur darauf gekommen! Wo habe ich den Mut dazu hergenommen? Mutti würde den Kopf schütteln und mich zum nächsten Arzt schicken, aus Angst, ich wäre übergeschnappt. Ich sage ihr besser nichts davon.

Man denke: Ich, Eva Brunner, bin in das große Kaufhaus am Markt gegangen, habe mir billigen, lustig bedruckten Sommerstoff gekauft und einen Schnitt für einen Trachtenrock. Auch passendes Nähgarn. Denn plötzlich habe ich den Entschluß gefaßt, mir einen Rock zu nähen.

Ich begreife mich selbst nicht. Ich kann ja nicht nähen. Als ich den Stoffballen sah, dachte ich: Das müßte am Strand nett aussehen. Und gleich

danach: Ich nähe mir einen Rock, wäre gelacht, wenn ich es nicht fertig bekäme.

Im Augenblick sind Mut und Zuversicht davongestoben wie ein Wirbelwind. Ich habe Sorge, das Paket zu öffnen. Zwölf Mark hat der Stoff gekostet. Habe ich nun die zwölf Mark hinausgeworfen, oder werde ich den Rock arbeiten können? Große Frage an das Schicksal.

Heute fange ich auf keinen Fall damit an. Ich fühle in den Fingerspitzen, daß es danebengehen würde. Schon das Zuschneiden wäre eine Groteske.

Also mit spitzen Fingern das Paket gegriffen und im Schrank verstaut. Da mag es liegen und warten.

Gleich essen wir Mittagbrot. Nach dem Abwasch werde ich zu Martina in die Krippe gehen. Ich möchte mir gern die kleinen Kinder ansehen. Außerdem habe ich Martina lange nicht gesprochen. Ich habe ihr noch nicht einmal von dem Säugling in der Straßenbahn erzählt.

Abends.

Martina war eben hier, ich habe ihr den Stoff gezeigt. Er gefällt ihr. Vielleicht kauft sie sich auch zwei Meter. Dann können wir in der Schule die gleichen Röcke tragen. (Kindsköpfe sind wir. Silvia würde überlegen lachen, die Dame. Ach, Silvia. Heute kam eine Ansichtskarte von ihr, auf der nur die Anschrift und ihr Name stand. Albern. Aber die Landschaft muß bezaubernd sein. Wie gern möchte ich einmal dorthin . . .)

Nun, für uns sind augenblicklich andere Dinge wichtiger als eine Reise in die Tatra.

Martina hält sich großartig!

Sie ist verantwortlich für die sechs Säuglinge

des Zimmers Nr. 2. Die weiße Schwesterntracht steht ihr gut zu dem schwarzen Haar. Sie bewegt sich so sicher und selbstbewußt, als hätte sie von jeher kleine Kinder versorgt.

Als ich kam, führte mich Martina zuerst zu Frau Mertens, der Leiterin der Krippe. Sie saß in ihrem winzigen Zimmer und erledigte die Post. Sie war sehr freundlich, forderte mich auf, mir alles anzusehen, und lobte Martina. Kein Wunder. Aber es gab mir doch einen Stich ins Herz. Sie wird gelobt, und ich — verflixt noch mal — will auch gelobt werden ...

Übrigens habe ich in der Krippe mein Straßenbahnbaby wiedergefunden: Das Säuglingsheim am Paulspark muß überfüllt gewesen sein, deshalb ist die Kleine nach einigen Umwegen hier gelandet. Ich erzählte Martina von jener ersten Begegnung mit ihr. Schwester Agnes, eine ältere Säuglingsschwester, der man die Liebe zu Kindern auf den ersten Blick ansieht, hörte uns zu. Sie sagte nichts, erlaubte mir aber, daß ich dem kleinen Mädchen die Flasche gab. Was war ich aufgeregt dabei! Ich habe immer geglaubt, es sei einfach, mit Säuglingen umzugehen (so einfach, wie der Umgang mit Puppen). Es ist aber im Gegenteil recht kompliziert. Ich bewundere Martina, die alle Handgriffe sicher beherrscht.

Später zeigte mir Schwester Agnes einen kleinen einjährigen Jungen, der im Ställchen krabbelte. Seine Mutter ist an einer Lungenentzündung gestorben, sein Vater ist Lastwagenfahrer, immer unterwegs. Kaum kommt er jedoch von einer Fernfahrt zurück, ruft er gleich an und erkundigt sich nach seinem Sohn, besucht ihn, so oft er kann, und ist ganz verliebt in ihn. Er be-



hauptet, daß er einmal ein großer Wissenschaftler werden würde, der sogar auf den Mond fliegen könnte.

Schwester Agnes erzählte das letztere mit leichtem Spott. Ich habe nicht darüber gelacht. Warum soll der Stöps kein Wissenschaftler werden und nicht auf den Mond fliegen?

Ich weiß, weshalb mir Schwester Agnes gerade dieses Kind gezeigt hat: Ich sollte sehen, daß

nicht alle Kinder, die in einer Krippe sind, lieblose Eltern haben. Beste Schwester Agnes, ich weiß das. Ich weiß auch, daß die lieblosen Eltern in der Minderzahl sind. Aber es gibt sie noch, und deshalb darf man über sie nicht schweigen.

Um achtzehn Uhr holte mich Pluto ab.

Jetzt rückt der Uhrzeiger ganz bedenklich nah auf Mitternacht zu. Es ist viel zu spät geworden, ich sehe das ein. Mutti stand wie ein drohender Hausgeist auf der Schwelle, als ich leise klingelte. Ich hatte keinen Schlüssel mit, sonst hätte vielleicht niemand meine späte Heimkehr bemerkt. Ich wäre in mein Zimmer geschlichen, unhörbar wie ein Panther. So empfing mich Gewitterschwüle: „Wir sprechen morgen darüber."

Scheußlich. Ich hasse diese Gardinenpredigten, vor allem, wenn ich ein schlechtes Gewissen habe. Ich hätte wirklich früher zu Hause sein müssen. Wir haben jedoch beide kein Gefühl für die Zeit gehabt. Pluto war auch erschrocken, als es plötzlich vom Zooturm elf Uhr schlug. Wir sind durch die Straßen gerannt, als wenn der Teufel hinter uns her wär. Und doch, und doch ... Mutti, wenn du wüßtest, wie froh ich bin — ja, froh, mag das Wort banal klingen, es gibt kein anderes, was das Gefühl in mir beschreiben könnte — Mutti, du würdest sagen: „Scher dich ins Bett, Göre!", aber du würdest mich verstehen. Du bist doch noch nicht alt; hast du vergessen, wie schön es ist, zu zweit spazierenzugehen, nichts zu sprechen, nichts

zu tun und bis in die Fingerspitzen hinein glücklich zu sein? Nein, nein, du hast es nicht vergessen, ich weiß es. Als wir im vorigen Jahr in Thüringen waren, bist du mit Vati abends manchmal allein spazierengegangen, und wenn ihr zurückkamt, leuchteten deine Augen, wie ich es vorher nie an dir bemerkt hatte. Deshalb will ich mich vor unserem Gespräch morgen nicht ängstigen. Ich will lieber an Pluto denken und an die Stunden, die ich mit ihm zusammen war.

Ich brachte am späten Nachmittag unseren Miniaturgarten in Ordnung. Fredi hatte mit seinem Freund auf der Straße Fußball gespielt, der Ball war ein paarmal in die Blumen gefallen. Sie sahen zerzaust und zerrupft aus, einige waren abgebrochen und zertreten. Fredi flüchtete, als er mich sah. Er weiß, daß ich es nicht vertragen kann, wenn er so unachtsam ist. Die Blumen sind mein Stolz, ich berausche mich an ihren Farben und Gerüchen und schwelle an wie ein Puter, wenn man nicht liebevoll mit ihnen umgeht.

Ich jätete also und goß und richtete die zerknickten Stengel auf, da stand Pluto plötzlich am Zaun und fragte, ob ich mit ihm zum Fluß käme, Kahn fahren.

Ich wollte erst ablehnen, der Trotz in mir nahm mir fast den Atem, da sah ich in sein Gesicht, und weil das so erwartungsvoll schien, dachte ich: Warte nur, wie ich dich ärgern werde — Rache ist süß — oh, und ich will mich rächen.

„Wenn du warten willst?" sagte ich also. „Ich muß mich erst umziehen. Das Kleid ist ein bißchen schmutzig."

„Macht doch nichts. Los, komm mit."

„Aber Hände waschen ..."

„Gut.“

Er schlenderte weiter, ich brachte die Geräte in den Keller, trat in die Küche, wusch die Hände und verkündete, ich würde mit Pluto spazierengehen. Helga aß Abendbrot. Sie kicherte. Mutti ermahnte mich, nicht zu spät nach Haus zu kommen. „Um neun Uhr bist du hier!“ Ich versprach es.



Und habe das Versprechen nicht gehalten. Es war unrecht von mir. Was mag Mutti sich für Sorgen gemacht haben, als sie zwei Stunden vergebens auf mich warten mußte. Nun ja, einmal und nicht wieder.

Wir gingen zum Fluß. In den Uferbäumen schilpten die Vögel. Frösche quakten. Ein paar Kähne schaukelten träge am Steg.

„Fahren wir?“ fragte Pluto.

„Natürlich.“

Draußen auf dem Wasser war es viel stiller als am Ufer. Jeder Laut kam gedämpft zu uns. Die Sonne malte einen blutroten Streifen auf die Wasseroberfläche. Pluto sagte: „Jetzt trägst du einen Heiligenschein, Ev.“

Ich tauchte meine Hände in die Glut und ließ mich weiter ins Licht rudern.

Ganz schnell verschluckte eine Wolke das Strah-



len, Funkeln und Glitzern. Unwillkürlich schauerte ich zusammen. Pluto legte die Ruder an. Wir hielten auf das Ufer zu.

Der Schatten der niederhängenden Büsche nahm uns auf. Die Zweige streichelten mich. Es roch nach feuchtem, moderndem Laub.

Ich dachte: Jetzt müßte man ihn ärgern. Doch mir fiel nichts ein. Ich war so friedfertig und ruhig wie seit langem nicht.

Da sagte er: „Bist du mir noch böse, Ev, daß

ich den Einsatz gefahren habe? Ich ... ich konnte Herrn Mengs einfach nicht im Stich lassen ...

Ach, sogleich waren Friede und Ruhe dahin. Nein, dachte ich böse, aber mich konntest du im Stich lassen. Welches Heldentum, mein Herr.

„Mach nicht solch ein Gesicht, Ev“, bat er.

„Wenn es dir nicht paßt, guck nicht her“, gab ich patzig zurück.

„Was nimmst du mir denn eigentlich so übel?“ fragte er später leise.

Ich wollte schon antworten, biß mir aber auf die Lippen. Nein, wenn er es nicht von selbst spürt — soll er mir im Mondschein begegnen.

Und mir fiel endlich ein, womit ich ihn aufziehen konnte. Der Zehnmeter-Sprungturm.

Ich fragte, weshalb er damals nur vom Fünfmeterbrett gesprungen sei. Aus Feigheit?

Er zerrte die Ruder durch das Wasser, daß unser Kahn sich schwankend vom Ufer löste und zur Flußmitte hinglitt. Ein Ruder glitschte aus, und Tropfen glitzerten auf meiner Hand.

„Wenn du mich naßspritzt, schreie ich“, sagte ich.

Er mußte lachen. „Bist doch sonst nicht wasserscheu.“

„Nein — aber du.“

„Auch nicht. Habe nur mal erlebt, daß ein Junge, der vom Zehnmeterturm gesprungen war, unten falsch aufkam. Wurde besinnungslos vor Schmerzen, der Bademeister mußte ihn aus dem Wasser holen, sonst wäre er ertrunken. Kam dann gleich ins Krankenhaus, weiß nicht, was mit ihm geschehen ist. Ich habe mich seitdem nicht mehr auf den Sprungturm getraut. Die Erlaubnis, dich nach Hause bringen zu dürfen, war aber so verlockend, daß ich ihn zum erstenmal wieder bestieg. Als

ich dann oben stand, kriegte ich Angst. Springt man aber, wenn man Angst hat, dann kann es schiefgehen, das weißt du, Ev. Deshalb verzichtete ich lieber auf den Spaziergang mit dir. Wollte es mir und meiner Mutter — und dir nicht antun ... Verstehst du das?"

„Ja", ich nickte, „das verstehe ich."

„Oh, endlich mal einer Meinung ..."

Wir ließen uns treiben. Leichte Nebel tanzten um uns. Am Ufer grölten einige Jungen. Sie riefen uns Beleidigungen zu, pfiffen Schnulzen und liehen sich schließlich auch ein Boot aus. Als wir bemerkten, daß sie auf uns zuhielten, legte sich Pluto in die Ruder; wir schossen so schnell wie möglich dahin — ach, dieser dickbäuchige, behäbige Mietskahn kommt ja kaum in Schwung, er muckert nur so hin, als wenn er Asthma hätte —, beschrieben einen Bogen und langten nach zehn Minuten am Steg an.

Der Verleiher in abgetragener Schifferkleidung, mit einer kurzen Pfeife im Mund, deutete mißmutig zu den Grölenden hin.

„Eine wilde Bande — aber wenn ich ihnen kein Boot gebe, zünden sie mir mal in der Nacht das Häuschen an. Gedroht haben sie damit bereits. Ich traue es ihnen auch zu."

„Sie müßten es der Polizei melden", sagte ich.

„Ach, Polizei! Damit hat keiner gern zu tun, nicht wahr?"

„Na, hören Sie!" mischte sich Pluto ein. „Ehe einem das Bootshaus abbrennt ..."

Der Mann paffte den Rauch in unsere Gesichter. Wir grüßten und gingen langsam am Fluß weiter, bis wir zum Riveufer kamen. Am Felsblock setzten wir uns.

„Vielleicht tun sie es nur, weil sie nichts mit sich und ihrer Zeit anzufangen wissen", sagte Pluto leise.

Vielleicht kümmert man sich nicht genug um sie, wollte ich entgegnen.

Aber ich hatte keine Lust zum Streiten. Ich war zu träge, zu nachdenklich, zu — glücklich.

Von da an war Schweigen um uns. Ich dachte: Lieber Pluto, es ist schön, hier mit dir zu sitzen. Ich bin dir kaum noch böse — aber das lasse ich mir nicht anmerken. Freu dich nicht zu früh. Nur, siehst du, Pluto, ich mag dich auch. Ich mag dich, weil du nicht aus falschem Ehrgeiz gesprungen bist — du liebe Zeit, was hätte ich nur tun sollen, wenn dir meinetwegen etwas passiert wäre? — Ich mag dich auch, weil du dich Mengs gegenüber besser benommen hast als ich, weil du alles ernster nimmst und über vieles nicht so hinwegtändeln kannst, wie ich es tue. Du würdest mir gleichgültig sein, wenn du mir in allem ähneln würdest. Ich muß mich immer über dich ärgern — aber dieser Ärger bringt mich weiter. Aber das werde ich dir nie sagen, wie ich dir auch nicht sagen werde, daß ich dich mag. Ich würde mich damit nur in deine Hand geben, und das will ich nicht. Ich will weiterhin an dir herummäkeln können, nicht aus Bosheit, sondern damit du so vollkommen wirst, wie es möglich ist. Aus rein egoistischen Gründen: Du bist mir dann Vorbild, ich spüre, welche Ecken und Kanten ich an meinem verflixten Charakter noch abschleifen muß, um so zu werden wie du.

Eine etwas verwickelte Liebeserklärung, die ich da gedacht habe, eine Liebeserklärung, von der Pluto noch lange nichts erfahren wird.

Die Zoouhr riß uns aus unseren Träumen.

Und nun schlägt es wieder. Diesmal vom nahen Kirchturm. Mitternacht.

Ich verkrieche mich in die Federn.

Mach es morgen gnädig, Mutti.

Verwunderlich nur, daß Pluto nicht ein zweites Mal versucht hat, mich zu küssen.

Schade ...

Aber nein, ich hätte es ihm auch diesmal nicht erlaubt. Noch nicht.

Ein nettes kleines Erlebnis zur Einleitung:

Meine Bahn hält auf dem Marx-Engels-Platz. Es ist viel Betrieb. Ich stehe draußen und warte, daß die Fahrgäste einsteigen. Plötzlich lautes Rufen: „Tante ... Tante ... Tante ..."

Natürlich achte ich nicht darauf. Ich habe weder Nichten noch Neffen.

Das Rufen verstummt nicht. Ein Mann sagt zu mir: „Gucken Sie doch mal rüber. Vielleicht meint er Sie."

„Ach wo", antworte ich, schaue aber doch zum Wagen der Linie 4, die uns gegenüber hält. Und richtig, den kleinen Jungen, der sich da aus der Tür herauslehnt und schreit, kenne ich. Der Zahnarztjunge mit den abstehenden Ohren! Er hält etwas Weißes in der Hand, wahrscheinlich Papier, und winkt.

Ich gehe zu ihm.

„Willst du wieder zum Zahnarzt fahren?" frage ich.

Kopfschütteln. Tiefes Atemholen.
„Ich habe dir was gemalt, Tante, ein Bild. Da ..."
Ein buntes Farbengemisch, phantastische Formen; sehr moderne Malerei, denn ich kann mir nichts darunter vorstellen.
„Oh", sage ich, „eine Blumenwiese, nicht wahr?"
Ein enttäuschtes Grunzen. „Nee — unser Spielplatz. Gefällt es dir?"
„Sehr, danke schön."
Mein Fahrer klingelt, ich muß hinüber. Plötzlich steht die Mutter neben dem Jungen.
„Ich saß drinnen und sah Sie erst jetzt. Das Bild hat er schon damals gemalt. Seitdem nahm er es immer mit, wenn wir in die Stadt gingen. Er wollte es Ihnen unbedingt schenken."
Ich streichle ihm das Gesicht, verabschiede mich und springe auf meine Bahn.
Und freue mich den Vormittag über, weil ein Kind, das ich einmal flüchtig getröstet habe, an mich gedacht hat.
Wie eine kleine Freude doch wärmen kann. Muttis ernstes Gesicht störte mich nicht, als sie mich vor einer Stunde zu der angedrohten Unterhaltung rief. Ich klopfte mir symbolisch selbst auf die Schulter und setzte mich ihr gegenüber in den tiefen Klubsessel, in dem man versinkt wie in einem Federbett und aus dem man sich nur mit äußerster Anstrengung emporwühlt. Ich fühlte mich in ihm sehr geborgen, sehr sicher. Mir war, als erreichte mich hier Muttis Groll nicht.
Sie fing nicht gleich von gestern an, wie ich befürchtet hatte, sondern fragte mich über Pluto aus. Was sie alles von ihm wissen wollte! Erst gab ich kurze Antworten, dann begann ich von selbst zu erzählen. Ich vergaß fast den Grund

unserer Unterhaltung, aus Freude über Muttis Aufmerksamkeit für alles, was mich angeht.

Der strenge Ausdruck ihres Gesichts verlor sich allmählich. Als ich von Plutos gutem Zeugnis sprach und dabei natürlich auch die Vier in Russisch erwähnte, lehnte sie sich weit im Sessel zurück und lachte, lachte wie seit langem nicht.

„Was seid ihr doch für Kindsköpfe“, sagte sie, als sie sich beruhigt hatte, „macht Mondscheinspaziergänge, Kahnfahrten — ich habe übrigens gegen beides nichts einzuwenden, wohl aber gegen dein spätes Nachhausekommen, Ev—und das Vernünftigste, Einfachste tut ihr nicht.“

„Was meinst du denn, Mutti?“

„Da fragst du noch? Du, ein Mädchen, das in der heutigen Zeit aufwächst?“

„Ich verstehe dich wirklich nicht.“

„So will ich es dir erklären. Du gehst mit Pluto in die Schule, du hast manchmal von ihm gesprochen, er ist mir also kein Unbekannter mehr. Bis jetzt habt ihr euch nicht viel umeinander gekümmert. Ihr wart Klassenkameraden, weiter nichts. Nun ändert sich das, vielleicht durch die gemeinsame Arbeit, die ihr jetzt leistet, vielleicht durch Kleinigkeiten, die ihr selbst nicht mal mit Namen nennen könnt. Ihr merkt, daß ihr euch besser versteht, daß ihr euch gegenseitig mehr als eine flüchtige Kameradschaft zu geben habt. Und mit einemmal entdeckt ihr die Abende, den Mond, nächtliches Kahnfahren. Warum? Weil ihr glaubt, diese neue Freundschaft vor anderen, vor allem vor den Eltern, verbergen zu müssen? Verbergen zu wollen, vielleicht weil ihr das Gefühl habt, eine solche Freundschaft sei unrecht, nicht geeignet für das Sonnenlicht — ist es so?“

„Mutti, ich hab' es dir doch immer gesagt, wenn ich mich mit Pluto traf!"

„Gewiß. Aber du hast nicht gewagt, ihn mit ins Haus zu bringen, ihn vor mich hinzustellen und zu sagen: Das ist er, schau ihn dir an und sage, ob er dir gefällt."

Ich rappelte mich mühsam aus dem Sorgensitz auf und ließ mich auf dem Teppich nieder. Vor der Gardinenpredigt hatte ich mich in die Weichheit des Polsters geflüchtet, nun aber, wo es keine Gardinenpredigt gab, sondern eine ernsthafte Unterhaltung, mußte ich Härte unter mir spüren.

„Ich habe gedacht", antwortete ich, „daß dir das vielleicht nicht recht gewesen wäre."

„So. Bei dem gestrigen Spaziergang aber hast du nicht an mich gedacht?"

Ich saß zusammengekrümmt wie ein Kater zu ihren Füßen und schwieg verlegen.

Sie hob mein Gesicht empor, blickte mich an, lachte und versetzte mir einen leichten Stoß, daß ich fast umkugelte.

„Kindskopf. Nun höre weiter zu: Noch einmal, ich habe nichts gegen abendliche Spaziergänge, aber wenn eure Freundschaft bestehen soll, wenn sie sich im Alltag bewähren soll, dürft ihr sie nicht verstecken. Bring deinen Pluto also her, besuche du seine Mutter, vielleicht lernen wir Eltern uns auch kennen, ich würde mich darüber freuen. Verlebt den Tag zusammen, lernt zusammen, arbeitet zusammen — die Vier in Russisch ist eine Unmöglichkeit. Du stehst in diesem Fach knapp eins, also hilf ihm. — Geht auch zusammen ins Konzert, ins Theater — und, wenn es unbedingt sein muß, auch mal spazieren. Dann wird eure Freundschaft für euch von Wert sein. Nur

hütet euch vor einer falschen Romantik, vor Geheimnistuerei, das paßt nicht zu euch. Oder wollt ihr euch etwa heiraten?“

Da kullerte ich um und wälzte mich lachend auf dem Teppich.

„Ich bin doch nicht meine eigene Großmutter“, schrie ich, nach Luft schnappend.

„Eben“, war die lakonische Antwort.

Ich beruhigte mich, und da ich merkte, daß Mutti immer noch geruhsam vor mir saß und, welch Wunder, Zeit hatte, erzählte ich ihr alles, was mich in den letzten Tagen beschäftigt hatte: von Pluto, von Karl-Heinz, von dem Kind und vor allem und immer wieder von Herrn Mengs



und seinem Ärger und seiner Enttäuschung über mich und mein Verhalten. Ich schonte mich wirklich nicht. Trotzdem war mir so leicht zumute wie selten. Schließlich kuschelte ich mich an Muttis Knie und fragte leise: „Magst du mich noch?"

„Ach", sagte sie, „meine Große, was für eine dumme Frage. Ich vergesse nur leicht über einer Schüssel schmutziger Wäsche oder einem verwilderten Garten, daß du mich noch ebenso brauchst wie die Kleinen, vielleicht sogar noch mehr. Nimm aber in Zukunft die Arbeit etwas ernster, nicht nur jetzt bei der Straßenbahn — ich meine das ganz allgemein. Das kann dir nur nützen.

Und nun komm, schließen wir Frieden und geloben wir Besserung. Einverstanden?"

Zur Besiegelung des neuen Bundes küßten wir uns.

Liebe, gute Mutti.

Sie hat recht in allem.

Und jetzt fahre ich ins Bad.

Schrecklich. Ein Kind lief in unseren Wagen. Schwerverletzt. Ein grauenhafter Anblick ...

Als ich eben nach Hause komme, berichtet mir Mutti aufgeregt, daß Fredi seit zwei Stunden verschwunden ist.

Ich will auf die Straße und ihn suchen. Ich zittere vor Angst ...

Eine Stunde später! Ich bin die nahe liegenden Straßen abgelaufen, war auf allen Spielplätzen,

von Fredi keine Spur. Ich möchte mich aufs Bett werfen und weinen. Aber die Angst treibt mich wieder fort.

Eine halbe Stunde später. Fredi ist noch nicht da. Ich werde Mutti bitten, daß sie die Polizei benachrichtigt.

Vor meinen Augen steht überdeutlich das Bild des verunglückten Kindes: verrenkte Glieder, unnatürlich weit zurückgebogener Kopf, und Blut —

Wenn Fredi ...

Ich halte es hier nicht mehr aus.

Am späten Nachmittag.

Diesen Tag werde ich so schnell nicht vergessen.

Helga hat vor einer Stunde Fredi entdeckt: auf dem Wäscheboden. Er hat sich dort aus Decken ein Zelt gebaut und „Eismeerflotte" gespielt. Er war höchst überrascht, uns so erregt zu finden. „Wenn ich fortgehe, sage ich es doch immer", meinte er, „ihr hättet nur laut rufen müssen, dann wäre ich schon gekommen."

O Fredi, ich hätte dich ohrfeigen können. Ahnst du nicht, was du uns angetan hast? Mir angetan hast? Diese Angst nach dem Schreckbild des Vormittags ...

Ich habe ihn aber nicht verhauen. Ich habe ihn umarmt und abgeküßt. Er ließ es sich gönnerhaft gefallen, sagte, ich könnte ruhig immer so zärtlich zu ihm sein, das stünde mir besser als alles Geschimpfe, und ging in die Küche, Marmeladebrote essen.

Zum erstenmal in meinem Leben habe ich Angst, wirkliche Angst gehabt.

Ich habe, vielleicht auch zum erstenmal, gespürt, wie lieb mir der Schlingel ist — trotz all seiner Lausbübereien und Ungezogenheiten.

Ich kann aber das blutende Kind auf der Straße nicht vergessen.

Wir fuhren den Reilsberg hinab, nicht schnell, ganz normal. Die Straße war völlig frei. Plötzlich rannte ein etwa achtjähriges Mädchen aus einer Nebenstraße, schaute nicht links und nicht rechts, wollte die Fahrbahn überqueren — und obwohl der Fahrer bremste, was das Zeug hielt, wurde das Kind von der Bahn erfaßt und noch fünf Meter mitgeschleift.

Ich war nicht Herr über meinen Körper. Daß es das gibt: Man will laufen, sprechen, schreien — und steht wie eine Statue. Eine Eiskälte strömt vom Herzen aus, die Füße sind bleischwer. Kurz darauf rasendes Herzklopfen, Fieberhitze und Schweißausbruch. Ekelhaft...

Tante Anna hätte nicht anders reagieren können.

Ich kam erst zu mir, als ich das Signal des Unfallkommandos hörte. Da sprang ich aus dem Wagen und sah das Kind.

Noch kann ich es niemandem erzählen. Ich habe mich in meinem Zimmer eingeschlossen. Wenn ich ruhiger geworden bin, will ich hinunter ins Wohnzimmer gehen und Vati und Mutti berichten.

Das gestrige Erlebnis will nicht aus meinem Kopf. Der Dienst heute in der Straßenbahn war eine Qual. Wenn uns ein Lastwagen überholte, zuckte ich zusammen und sah am hellen Tag Gespenster. Wohl versuchte ich, meine Arbeit gut zu machen, aber mit welcher Anstrengung!

Als ich zur Abrechnung gehen wollte, traf ich am Marx-Engels-Platz Frau Schendell. Sie fuhr im Anhänger der Linie 4. Sie sah so blaß aus, daß ich einen Schreck kriegte. Ich fragte, ob es ihr nicht gut ginge. Sie verneinte. „Fühle mich seit Tagen schon schlecht, zu Hause sind auch alle krank. Meine Mutter, meine kleine Tochter. Ich kann doch aber nicht mitten im Dienst aufhören ..."

Ich stieg zu ihr in den Wagen. „Setzen Sie sich nur, ich kassiere für sie. Dann können Sie sich wenigstens etwas ausruhen."

So mußte ich heute anderthalb Stunden länger fahren als sonst.

Vielleicht habe ich Frau Schendell damit geholfen. Mir selbst aber habe ich nicht geholfen.

Ich kann das blutende Kind nicht vergessen ...

Im Garten gibt es zur Zeit keine Arbeit. Helga hat heute aus Langeweile gegossen und die Wege geharkt.

Spazierengehen? Keine Lust.

Radfahren? Noch weniger Lust.

Martina besuchen? — Nein, das ist heute auch nicht das Richtige.

Also: Ich nähe. Jawohl, ich fange mit dem Rock an. Das wird meine Gedanken völlig in Anspruch

nehmen und die schreckvollen Bilder verdrängen.

Her mit dem Stoff, her mit der Schere — und her mit der Geschicklichkeit.

Aber ach, damit wird es hapern.

Eine halbe Stunde danach.

Ich sitze schon fest und weiß nicht weiter.

Mit dem Zuschneiden ist es besser gegangen, als ich anfänglich glaubte. Das ist jedoch auch alles. Wie es weitergehen soll, hüllt sich mir in viele Rätsel.

Mit welcher Naht fange ich an? Mit der rechten, mit der linken? Genügt eine einfache Naht, oder brauche ich Doppelnähte?

Ich fühle, daß ich nervös werde. So etwas nennt sich Mädchen.

Am liebsten alles hinwerfen und kapitulieren.

Doch dann wäre ein endgültiger Schlußpunkt unter meine Ungeschicklichkeit gesetzt. Endgültige Schlußpunkte kann man erfahrungsgemäß nur schwer wegradieren.

Deshalb trete ich lieber den schweren Weg zu Mutti an. Sie muß mir helfen. (Hoffentlich ohne Sticheleien und verletzende Kommentare.)

Ich müßte längst im Bett liegen, aber ich habe bis eben unten gesessen, habe genäht, ein bißchen mit Vati geschwatzt und Radio gehört. Divertimenti und Serenaden von Mozart. Die Musik paßte zu meinem Sommerstoff — zu den ungeschickten Bewegungen meiner Hände paßte sie nicht. Vati machte mich natürlich darauf aufmerksam. Sogleich nahm Mutti mich in Schutz. „Ich freue mich so“, sagte sie, „daß Ev von sich aus mit dem Schneidern angefangen hat. Es fällt

bekanntlich kein Meister vom Himmel. Mag sie sich heute abmühen, das nächstemal wird es leichter gehen, und wenn sie einmal Kinder hat, wird sie Kleidchen, Russenkittel und Hosen so flink nähen können wie eine Schneiderin. Also ärgere sie mir nicht."

Ich lachte. „Siehst du, gegen uns ziehst du den kürzeren."

Er grunzte Unverständliches, holte sich eine Zigarre und verkroch sich hinter der Zeitung.

Freilich nicht lange. Nach zehn Minuten legte er sie weg, streckte sich behaglich aus und nickte mir zu. „Erzähle."

So fängt es zwischen uns beiden immer an. Tagelang, manchmal wochenlang gehen wir aneinander vorbei, sagen uns guten Tag, fragen schon mal, was es gäbe, erwarten aber vom anderen keine ausführliche Antwort. Und dann findet sich plötzlich eine Stunde, da wird geschwatzt, gebeichtet, beraten, bis wir gegenseitig über alles, was wir in der Zwischenzeit getan haben, unterrichtet sind und beglückt feststellen können, daß wir uns nach wie vor richtig und gut verstehen.

Ich gebe zu, daß ich mich manchmal über Vati ärgere. Der Ärger sitzt nicht tief. Nach einer solchen „Gesprächsstunde" wird mir stets erneut klar, was ich an meinem Vater habe: einen Freund, der mich liebhat, der hohe Forderungen an mich stellt, der aber auch stündlich bereit ist, mir zu helfen und für mich einzutreten, der mir vertraut und dessen großer Wunsch es ist, mich tüchtig und glücklich zu sehen.

Ich berichtete von meinen Erlebnissen und verschwieg auch die Sache mit Herrn Mengs nicht. Er lachte und sagte: „Tut dir gut, so ein An-

pfiff.“ Dann, bei der zweiten Zigarre, fing er zu sprechen an.

Ich bin sehr stolz, wenn ich an Vatis Berufsweg denke. Als Schlosser hat er angefangen. Danach wurde er Werkzeugmacher. Später, ein, zwei Jahre nach dem Krieg, hat er wieder zu lernen begonnen. Er wollte mehr wissen, mehr können, unserer Gesellschaft mehr nützen. Dieser Drang hat sich mit dem fortschreitenden Alter nicht verloren. Er ist nun schon vier Jahre Ingenieur in seinem alten Betrieb, der VE Werkzeugmaschinenfabrik „Fortschritt“, gehört zum leitenden Ingenieurkollektiv und hat eine Vielzahl von Arbeiten zu bewältigen, daß ich nur staune, wie er es schafft. Freilich ist es keine Seltenheit, wenn er tagelang erst spätabends nach Haus kommt. Da hat es entweder Sitzungen gegeben oder Beratungen, oder er hat über Verbesserungsvorschlägen gebrütet, vielleicht auch selbst einen entwickelt. Er kennt keinen Stillstand, keine Ruhe, kein Sichgenügen. Immer treibt es ihn weiter.

„Die Forderungen“, sagte er einmal zu mir, „die das Leben an uns stellt, wachsen täglich. Wollen wir sie erfüllen, müssen wir auch von uns selbst mehr fordern. Wir dürfen niemals in den Glauben verfallen, nun für den Rest unseres Lebens genug zu wissen. Es gibt kein Genug. Das darfst du dir merken. Du bist glücklich, wenn du einen Berg erstiegen hast, und meinst vielleicht, es sei der höchsterreichbare Gipfel gewesen. Schon am nächsten Tag wirst du einen neuen Berg gewahr. Du mußt immer genug Puste haben, um auch den noch erklettern zu können.“

Er kam noch mal auf Herrn Mengs zu sprechen.

„Ich kenne ihn übrigens“, meinte er, „so ein langer, hagerer Mann, nicht wahr, in meinem Alter? Wir waren zusammen in einer Kompanie an der Front, nicht lange, ich wurde bald verwundet und er einen Tag nach mir. Auf dem Hauptverbandsplatz trafen wir uns noch mal, dann wurden wir getrennt. Ich mochte ihn gern. Er haßte den Krieg, hatte die Schnauze auf dem rechten Fleck, war immer hilfsbereit. Nach dem Krieg trafen wir uns mal auf der Straße. Ich war damals ziemlich niedergeschlagen. Er hieb mir auf die Schulter. ‚Kerl‘, sagte er, ‚mußt denken, wie es draußen war, da ist es jetzt wie im Himmel. Halt die Nase oben. Dreimal in die Hände gespuckt und viermal geniest — und ran.‘ Also mach dir nichts draus, Ev, wenn er dich abgekanzelt hat. Von dem kannst du es ruhig einstecken. Und ein Lob, weißt du, zählt bei ihm doppelt.“

Auf ein Lob bin ich gar nicht aus, aber, zum Teufel, sie sollen nicht sagen dürfen, daß ich mich vor der Arbeit gedrückt habe. —

Meinen Rock habe ich samt Nähzeug ordentlich in dem Schrank verstaut. Bald arbeite ich daran weiter. Mutti hat nicht gelacht, als ich verlegen zu ihr kam. Sie hat mich gelobt und mir sehr ruhig und sachlich die einzelnen Arbeitsgänge erklärt. Mit feuchten Fingern saß ich dann an der Nähmaschine, immer riß der Faden, weil ich so aufgeregt war. Helga, die neben mir stand, gluckste leise vor sich hin, aber ich habe die Fassung behalten, und nun sind die Seitennähte fertig, ebenso der Schlitz für den Reißverschluß. Das nächstemal kommt der Bund dran, der Saum folgt — und fertig ist das Meisterwerk . . .

Alles halb so schlimm. Man braucht nur den Mut, anzufangen, zu beginnen; man muß sich das Erreichen eines Zieles zutrauen — und man wird es erreichen.

Wenn ich ehrlich sein will, muß ich zugeben, daß ich den Einsatz satt habe. Ich sehne mich nach richtigen Ferien, damit ich endlich mal die Tage nach meinem Geschmack einteilen kann. Pluto habe ich seit dem letzten Spaziergang nicht wiedergesehen. Merkwürdig, er fehlt mir! Dazu kommt, daß ich seit dem Unfall nur noch mit heimlichem Bangen die Straßenbahn besteige. Mit meinen Eltern habe ich darüber nicht gesprochen, werde es auch nicht tun, denn sie können mir nicht helfen und würden sich am Ende nur unnütz sorgen. Aber Herrn Schmidt habe ich um Rat gefragt. Er sagte: „Meine Kleene, ich habe auch mal das Zittern gehabt: Da ist ein Lastzug in meine Bahn gebrummt und hat se umgeschmissen. Ich mußte drei Monate in die Verwaltung, vom Arzt verordnet, dann ging es wieder. Kannste nicht auch ...?" Aber das ist ja Unsinn. Herr Mengs würde den Mund verziehen und spotten, und Frau Schendell würde sagen: Schade, hätte ich nicht von ihr gedacht! Ich muß eben darüber hinwegkommen, gleichgültig wie.

Wenn ich Pluto nicht bald sehe, gehe ich zu ihm in die Wohnung, ohne zu fragen, was seine Mutter dazu sagen wird. So dumm, wie es ist: Ich habe Sehnsucht nach ihm. Es müßte eigentlich

schön sein, von ihm einmal einen Kuß zu bekommen ...

Zu allem Übel heute noch Doppelschicht. Mein Dienst dauerte bis zweiundzwanzig Uhr. Während der letzten Stunden schmerzten meine Füße bei jedem Schritt. Ich habe sie, als ich nach Hause gekommen bin, lange in kaltes Wasser gesteckt. Das war eine Wohltat.

Trotzdem war dieser Tag nicht verloren und vertan: Er hat mich mit einer Frau bekannt gemacht, die mir von der ersten Stunde an sympathisch war: mit der Fahrerin Frau Berendt.

Sie trat ihren Dienst um neunzehn Uhr an. Wir begrüßten uns nur kurz. Dabei fiel mir ihr blasses Gesicht auf und darin die müden, unausgeschlafenen Augen.

Von zwanzig bis einundzwanzig Uhr war wenig zu tun. Streckenweise fuhren wir ohne Fahrgäste. Ein Gewitterregen ging nieder, der Himmel flammte im Norden und Osten im Schein der Blitze auf, man hörte aber keinen Donner. Ich ging bald auf die Plattform, und unwillkürlich kamen wir beide ins Gespräch.

So erfuhr ich in Stichworten ihr Leben.

Vierzehn Jahre ist sie verheiratet, glücklich verheiratet, wie sie lächelnd versicherte. Vor zwei Jahren ist endlich ein kleines Mädchen angekommen; sie hatten sich schon lange nach einem Kind gesehnt, es ist ihre ganze Freude. Ihr Mann ist krank, hatte im Betrieb einen Unfall, der rechte Arm ist noch gelähmt. Er ist seit Monaten schon in ärztlicher Behandlung. Da sie sich tagsüber nicht von ihrem Kind trennen will, fährt sie jeden Abend die Spätschicht von neunzehn bis vierundzwanzig Uhr.

„Aber das ist doch zuviel für Sie“, falle ich ihr ins Wort. „Das hält auf die Dauer auch ein starker Mann nicht aus, und Sie sind so schmal und blaß.“

„Es geht schon“, beruhigt sie mich, „ich schlafe jeden Morgen bis acht Uhr. Das ist genug. Meine Wirtschaft habe ich gut in Ordnung, und die Kleine ist sehr gepflegt. Besser kann auch eine Frau mit viel Zeit und Geld ihr Kind nicht halten. Ich schaffe alles, was ich schaffen will. Mein Mann wird hoffentlich bald gesund. Dann ist alles wieder leichter für mich.“

Beim Verabschieden habe ich mich heimlich geschämt. Ich stöhne, wenn mein Dienst erst um zweiundzwanzig Uhr zu Ende ist, und hadere mit der ganzen Welt. Diese Frau nimmt die täglichen Nachtfahrten auf sich, um bei ihrem Kind bleiben zu können.

Wie anders ist doch ihr Verhalten, wenn man es mit dem jener Mutter vergleicht, die sich freiwillig für immer von ihrem Kind getrennt hat!

Trotzdem ist es zuviel für sie. Wenn ein Mensch seine Kräfte ständig über Gebühr in Anspruch nimmt, kommt einmal ein Rückschlag. Ich wundere mich, daß Herr Mengs es gestattet. Mit etwas gutem Willen könnte man doch gewiß eine andere Lösung finden. Im Kindergarten würde es der Kleinen sicher gefallen. Ich weiß doch durch Mutti, wie nett es heute in den Kindergärten zugeht. Nein, wirklich, Herr Mengs, ich verstehe Sie in diesem Fall nicht.

So wie eben bin ich noch nie in meinem Leben gerannt!

Ich habe heute abend Martina besucht, tagsüber sehen wir uns kaum noch. Ihre Mutter ist auch da gewesen, wir haben zu dritt Rommé gespielt, dabei nicht auf die Uhr gesehen, und jetzt ist es wieder kurz nach einundzwanzig Uhr, die Eltern sind im Kino, die Kleinen schlafen.

Ich habe die Haustür zugeschlossen, bin hinaufgestürmt und hocke hier hilflos und erschrokken wie ein Hase, den der Fuchs gestellt hat und der wie durch ein Wunder entkommen konnte. Wenn ich nicht gelaufen wäre wie ein Hase — was wäre mir da wohl geschehen? Ich weiß es nicht, aber etwas Schlimmes, Häßliches auf jeden Fall.

An der Ecke der Richard-Wagner-Straße steht eine Gruppe Jungens. Das ist mir schon unsympathisch. Stets fühlen sich die Jungen in der Menge stark, während sie einzeln sehr oft schüchtern und tapsig sind. Mit einer Anpöbelei rechne ich sofort. Trotzdem gehe ich weiter. Als ich näher komme und ihre auffallende Kleidung bemerke, werde ich unruhig und bereue meinen Entschluß. Ich fühle, es wäre besser gewesen, einen Haken zu schlagen und ungesehen in einer Nebenstraße zu verschwinden. Schwarze enge Hosen, grellbunte Hemden, grüne Tücher verwegen um den Hals, auch um die Hüften geschlungen, die Haare in wüsten Mähnen zurückgekämmt, mit Koteletten bis tief ins Gesicht.

Zum Verschwinden ist es jedoch zu spät. Ich muß an ihnen vorbei. Kopf gereckt, einen mög-

lichst unbeteiligten Ausdruck aufs Gesicht gezaubert — und los.

In diesem Augenblick verwünsche ich Pluto. Hätte er heute abend für mich Zeit gehabt, brauchte ich diese Kerls nicht zu fürchten. Er mußte seine Mutter ins Kino begleiten. Schön und gut — doch nun schlägt mir das Herz bis zum Hals, während ich der Gruppe immer näher komme.

Sie haben mich entdeckt, stehen breitbeinig, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, und flüstern, deuten mit den Köpfen zu mir hin. Ich beschleunige den Schritt. Sie kommen mir langsam entgegen, und da erkenne ich sie: Es ist die Meute, die uns an jenem Abend mit dem Mietskahn verfolgte und der wir entkommen konnten.



Diesmal entkomme ich nicht.

Ich bin noch zehn Meter von ihnen entfernt, da umzingeln sie mich, immer noch so herausfordernd und frech. Ich will an ihnen vorbei, sie versperren mir den Weg.

„Na Kleene, wo hast'n deinen Freund?“ fragt einer.

„Hat er dich sitzenlassen?“ ein anderer.

„Laß man, kannst dir aus unserer Meute einen neuen aussuchen. Mich zum Beispiel. Wie wär's denn?“

Ich sehe in ein sehr junges, sommersprossiges Gesicht, das mir bekannt vorkommt. Ich muß einmal ein ähnliches Gesicht gesehen haben, aber ich kann mich nicht erinnern, wann und wo. Ich will nicht anworten, drehe mich halb zur Seite



und will zwischen ihnen hindurchschlüpfen, da faßt mich der mit den Sommersprossen an beiden Armen und zerrt mich halb über die Straße.

„Willst wohl nicht? Sind dir nicht fein genug? Kannst gleich was erleben."

Die anderen johlen und lachen und schreien durcheinander. In mir tobt eine maßlose Wut. Ich soll mir das gefallen lassen — ich, Ev Brunner?

Kommt nicht in Frage.

Der Zorn gibt mir Kraft. Ihr Schreien und Lärmen wird leiser. Sie wissen wohl auch nicht, was nun weiter werden soll. Da reiße ich mich mit einem Ruck los, haue dem Jungen vor mir beide Hände ins Gesicht und kratze ihn, daß er unwillkürlich ausweicht. Schon laufe ich davon, die Horde gröhlend hinter mir her. Einige kommen mir verdächtig nahe, aber ich kann sie schließlich doch abhängen und sitze nun hier, erschöpft, müde.

Mein Körper ist wie zerschlagen. An den Armen habe ich rote Flecke. Der Junge hatte Hände wie Schraubstöcke. Möchte wissen, woher ich ihn kenne.

Schlimm, daß du heute keine Zeit für mich gehabt hast, Pluto. Schlimm, daß wir uns kaum noch sehen, nur mal beim Dienst flüchtig und schnell. Ich sehne mich nach richtigen Ferien — und danach, sie mit dir verleben zu können.

Was würde Karl-Heinz sagen, wenn ich ihm das erzählen könnte? Wahrhaftig, auch Karl-Heinz fehlt mir.

Und Moppel und die anderen. Wenn man Tag für Tag zusammen in die Schule geht, spürt man kaum, daß man allmählich zu einer festen Gemeinschaft geworden ist, auf die sich jeder ein-

zelne verlassen kann. Erst wenn man plötzlich allein herumkrebsen muß, wird man sich dieser Gemeinschaft bewußt.

Mein lieber Pluto, es hilft alles nichts. Ich muß dich bald wiedersehen, sonst werde ich für meine Mitmenschen unerträglich. Ich möchte nicht etwa Hand in Hand mit dir durch den Mondschein pilgern — noch nicht wieder! —, nein, ich möchte dich ärgern und dich trotzdem spüren lassen, daß ich dich mag.

Du Höllenfürst!

Wenn man dich in deiner Hölle aufsuchen könnte! Hm. Aber ich fürchte, das wird riskant sein. Immerhin, ich werde mal mit Mutti darüber sprechen . . .

Herr Mengs kontrollierte wieder meinen Wagen. Als er einstieg, war mir, als bliebe mir das Herz stehen. Er war aber mit allem zufrieden und sprach recht nett mit mir. Als er nach zwei Haltestellen ausstieg, rief er mir zu: „Weiter so."

Na also. Was will der Mensch mehr!

Ich bin eben wirklich noch in Plutos Wohnung gewesen. Er öffnete mir und schien im ersten Augenblick recht verlegen. Ich mußte fragen, ob er mich nicht hineinbitten wollte. Da zog er mich in den Korridor, schlug die Flurtür zu und schob mich ins Wohnzimmer.

„Herein mit dir", sagte er, und mit komischem Ernst: „Aber erschrick nicht: Ich bin allein!"

„Schade, ich hätte gern deine Mutter kennengelernt. Weshalb bist du nicht zu uns gekommen?“

„Ach, Ev“, sagte er, „es ging nicht. Zu Hause dicke Luft, und da ich in dicker Luft nicht leben kann, mußte ich tüchtig Sauerstoff hineinpumpen: Ich mußte mich um Mutter kümmern. Das ist immer so, wenn Vaters Urlaub zu Ende und er wieder fortgefahren ist. Setz dich drüben in den Sessel. Ich hole dir eine Flasche Selters. Kannst du gebrauchen bei der Hitze!“

Ich sah mich im Zimmer um. Es war mit wenigen modernen Möbeln eingerichtet, sehr hell, die beiden Fenster standen voll grüner Blattpflanzen. Keine Ecke war ungenützt. In der einen stand eine schmale Eckcouch mit dem Klubtisch davor, in der anderen ein Radioschrank, und die dritte wurde von einem mächtigen Bücherregal ausgefüllt. Ein paar Aquarelle hingen an der Wand. Die Tapeten waren bis zur Decke hochgezogen und ließen den niedrigen Raum höher erscheinen.

Ein Zimmer, in dem man sich eine Frau vorstellen konnte – aber nicht Pluto. Nein, zu ihm paßte es ganz und gar nicht.

Er kam zurück, stellte Wasser und Glas vor mich hin und setzte sich auf die Couch. Ich hatte das Gefühl, als müßte das zarte Möbelstück unter ihm zusammenbrechen.

„Es gefällt dir hier nicht?“ fragte er.

„O doch“, sagte ich schnell, „nur – du gehörst nicht hier hinein. Verstehst du? Du bist viel zu männlich dazu.“

„Es ist auch das Zimmer meiner Mutter. Ich halte mich nur meistens hier auf, weil mein Zim-

mer sehr dunkel ist. Ein Kastanienbaum steht gerade vorm Fenster."

„Deine Mutter ist selten da?"

„Kann man sagen. Stadtverordnete, nebenbei — oder hauptsächlich, ich werde da nicht mehr schlau, was eigentlich ihr Hauptberuf ist — Leiterin der Abteilung Jugendhilfe-Heimerziehung. Sie hat sehr viel zu tun.

„Und dein Vater . . .?"

Er strich die Tischdecke glatt, die gar keine Falten gehabt hatte, betrachtete den Teppich, lächelte und sah mich an.

„Soll ich dir von meiner Familie erzählen, Ev? Du wirst sagen: ein komischer Verein. Vater ist Arbeiter. Brigadier in der ‚Schwarzen Pumpe'. Ich mag ihn sehr. Mit allen wird er fertig — nur mit Mutter nicht. Sie ist viel zarter als er, und dabei hat sie einen noch stärkeren Willen. Weißt du, Vater möchte gern, daß Mutter zu ihm zieht. Aber sie will sich von ihrer Arbeit hier nicht trennen. Mutter ist eine Frau, die unermüdlich tätig sein muß. Nicht irgendeine Arbeit, sie will etwas Wichtiges, Nützliches, Verantwortungsvolles tun. Sie weiß, man braucht sie hier. Aber sie weiß auch, daß Vater sie braucht. Das läßt sie nicht gleichgültig, denn sie liebt ihn genauso, wie er sie liebt. Ach, Ev — eine komplizierte Geschichte."

Er ging zum Fenster und zog eine Gardine zurecht, die sich an einer Efeuranke festgehakt hatte. Ich überlegte, wie seine Mutter aussehen mochte. „Ich möchte sie einmal kennenlernen, beide, aber deine Mutter besonders. Ich glaube, sie ähnelt in gewisser Weise meiner Mutter, nur scheint bei ihr alles ausgeprägter zu sein, vor

allem der Drang nach Selbständigkeit. Magst du sie eigentlich, deine Mutter?"

„Sehr." Die Antwort kam rasch. „Nur wünschte ich, sie hätte mehr Zeit für mich. Darin gebe ich Vater recht."

„Du hast mir während der letzten Tage sehr gefehlt", sagte ich leise, „muß dir Romane berichten. Aber nicht hier. Wenn ich deine Mutter nicht kennenlernen kann, sollst du wenigstens meine Eltern kennenlernen. Komm mit. Beim Gehen spricht es sich auch besser."

„Wenn du meinst!"

„Meine ich."

Als wir die Treppe hinabgingen, fragte er leise: „Krach gekriegt damals?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Es sah erst danach aus, aber nun ist alles viel schöner geworden zu Hause. Nur du fehlst im Verein. Hör zu: Die Meute, die uns im Boot verfolgt hat, hat mich auf der Straße überfallen."

Er machte Augen, so groß wie Tischtennisbälle. Ich ließ ihn nicht zu Wort kommen. Erst mußte alles vom Herzen runter.

Es wollte ihm nicht in den Kopf. „Was haben sie davon? Wenn ich wüßte, wie sie heißen ..."

„Zwei von ihnen kamen mir bekannt vor, ich weiß aber nicht, wo ich sie hintun soll."

„Schade, daß Karl-Heinz nicht da ist. Ich hätte ihn auf diesen Fall gehetzt."

„Hast du von ihm Nachricht?"

„Nein."

„Na ja", meinte ich abschließend, „vielleicht geschieht es noch mal, dann kann man möglicherweise etwas veranlassen. Du siehst nur, wie schlecht es ist, wenn du keine Zeit für mich hast."

Er verstand den Spott nicht, nahm's wörtlich und drückte herzlich meine Hand. Ich mußte lachen. Doch kurz darauf vergaß ich das Lachen.

Frau Schendell kam uns entgegen. Sie schien vom Dienst zu kommen, sie trug noch den Geldautomaten. Ihr Gesicht war auffallend blaß, die Augen waren wie entzündet, das Haar klebte an der Stirn. Sie bemerkte uns nicht, obwohl sie dicht an uns vorüberging. Ich wagte nicht, sie anzusprechen.

Pluto fragte: „Kennst du sie?"

„Ja, sicher", entgegnete ich, „du mußt sie auch kennen, war ja damals dabei, als Mengs ..."

„Frau Schendell?" Er war erstaunt. „Hätte ich nicht wiedererkannt. Sieht ja richtig krank aus, die Frau!"

Ja, sie sieht krank aus. Der Gedanke an sie läßt mir keine Ruhe. Wie nett sie damals war! Schon aus diesem Grund möchte ich ihr helfen. Wie aber soll ich es anstellen?

Pluto kam ohne jede Scheu mit zu uns herein. Ich hatte befürchtet, daß er steif und verlegen sein würde, aber Vati half mit ein paar Scherzen über jede Peinlichkeit hinweg, und jetzt ist es so, als ob Pluto mit zur Familie gehört.

Ich drücke mir selbst den Daumen, daß es mir seine Mutter ebenso leicht machen möge.

Wir haben im Gärtchen gesessen und erzählt und überlegt, was wir in den Ferien tun würden. Was wir nicht alles erörtert haben! Pluto — oder hatte ich zuerst die Idee? Ich weiß es nicht — schlug sogar vor, wir sollten Russisch wiederholen. Russisch ist Plutos Schwäche. Er begreift schnell, aber eines kann er nicht: geduldig büffeln. Und das muß man, wenn man eine fremde Sprache

lernen will — da mag man noch so begabt sein. Wir haben uns nun vorgenommen, schon jetzt, während unserer Freizeit, mit der Wiederholung zu beginnen. Zunächst werde ich ihm Vokabeln abhören. Ich will versuchen, eine gute Lehrerin zu sein. Schließlich darf Pluto nicht noch einmal einen solchen Schandfleck auf seinem Zeugnis finden!

Mutti brachte uns Butterbrote raus, Fredi wollte unbedingt mit Pluto noch Federball spielen, und so wurde es acht Uhr, ehe er ging. Ein schöner Nachmittag, fast ein Feriennachmittag. Ich bin rundum zufrieden, nur der Gedanke an Frau Schendell stört mich ...

Ich mußte heute früh zum Depot, hatte die Linie 6 zu fahren. Als ich Fahrscheine und Wechselgeld in Empfang nahm, hörte ich in Herrn Mengs Zimmer erregte Stimmen. Neugierig, wie ich bin, versuchte ich zu lauschen und hatte bald raus, worum es ging: Mengs schien Frau Schendell zu sich bestellt zu haben, um sie zum Arzt zu schicken, damit sie krank geschrieben würde.

„Ich weiß aber, daß kein Ersatz da ist", hörte ich sie sagen. „Ich kann keinem zumuten, meinetwegen Doppelschichten zu fahren."

„Braucht niemand zu tun, fährt eine Bahn ohne Anhänger. Geht doch alles zu machen. So aber halten Sie es nicht mehr lange aus."

„Ich fahre weiter."

„Himmeldonnerwetter." Herr Mengs wurde laut.

Frau Schüler, die die Fahrscheine ausgibt, schüttelte den Kopf.

„Verstehe sie nicht. Ich wäre froh, wenn ich mal zu Hause bleiben könnte. Merkt doch ein Blinder, daß sie sich nicht wohlfühlt!"

Gleich darauf stand ich vor Herrn Mengs und erbot mich, die Schicht von Frau Schendell mitzufahren. Wenigstens einen Teil. „Den anderen Teil fährt Pluto ... ich meine, mein Freund ... Es wird schon gehen. Sie können beruhigt ein paar Tage fehlen, Frau Schendell."

Herr Mengs starrte mich sprachlos an. Ein leises Triumphgefühl wurde in mir wach. Ja, ja, die Oberschülerin, dachte ich, hast sie wohl doch zu negativ eingeschätzt ...

Frau Schendell sagte: „Das kommt überhaupt nicht in Frage."

„Unsinn." Herr Mengs schien sich gefaßt zu haben. „Ein sehr guter Vorschlag. Besten Dank, Kollegin Brunner, ich nehme ihn an. Es ist gar nicht nötig, daß die gesamte Arbeitszeit von Frau Schendell unter Ihnen beiden aufgeteilt wird, Sie sollen ja nicht überlastet werden. Ich sagte schon, eine Bahn fährt mal ohne Anhänger. Wenn sie ein bis zwei Stunden länger Dienst tun am Tag, ist alles gerettet."

Er lachte, stand auf und schüttelte mir die Hand.

„Jetzt bringen Sie bitte Frau Schendell zum Betriebsarzt, damit wir sie erst einmal dort wissen. Ich werfe indessen mal wieder die Einsatzpläne um, und dann — an die Arbeit."

Es blieb Frau Schendell nichts übrig, sie mußte sich fügen. Als ich sie am Wartezimmer verlassen wollte, seufzte sie und nickte mir zu. „Es ist

doch besser so", sagte sie. „Schönen Dank, Fräulein."

Ich rannte zurück, mußte ja zu meiner Bahn. Unterwegs rempelte ich Pluto an. Er sagte: „Heute nachmittag komme ich wieder zu dir, da pauken wir."

„Keine Spur!" Ich lachte. „Heute nachmittag fahren wir Extraeinsatz. Habe zugesagt für dich. Kannst dich bei Herrn Mengs erkundigen."

Er schüttelte den Kopf, schien die Welt nicht mehr zu verstehen. Ich sprang auf meine Bahn.

Warte, Plutochen, dachte ich, da hast du meine Rache. Nichts ist mit Lernen. Jetzt heißt es doppelt arbeiten. Wie, das paßt dir nicht?

Ich war auf der Fahrt so vergnügt wie lange nicht. Noch jetzt muß ich schmunzeln. Freilich, neun, manchmal zehn Stunden Dienst, ein Pappenstiel ist es nicht. Aber es wird geschafft.

Bin neugierig, was Pluto sagen wird, wenn wir uns wiedersehen.

Ich muß mir immer wieder die Hände reiben. Eine positive Rache — gibt es das? Vielleicht habe ich sie heute erfunden.

Wir haben unseren Einsatzplan bekommen. Herr Mengs hat es so eingerichtet, daß Pluto und ich fast immer zusammen fahren. Wenigstens eine kleine Freude im grauen Alltag.

Heute früh war Pluto nicht sehr begeistert. „Hast uns was Schönes eingebrockt", sagte er. „Was wird mit Russisch?"

„Die Ferien sind noch nicht zu Ende“, tröstete ich. „Doch Frau Schendell...“

„Schon gut, schon gut.“

Dann kam noch einmal ein Seufzer. Ein Seufzer, der mich schadenfroh lächeln ließ.

Eine schöne Begegnung gab es noch, als wir auf unseren Wagen warteten: Es kam uns da quer über den Platz Fräulein Rosa entgegen, von ihren Zwillingsbrüdern dekorativ begleitet — und in einem dieser Zwillingsbrüder erkannte ich den Sommersprossenjüngling wieder. Ich sagte zu Pluto: „Das sind zwei, die der Meute angehören, der eine von ihnen hat mich über die Straße geschleppt.“

Da waren sie heran.

Ich begrüßte Fräulein Rosa überschwenglich, bedauerte, daß wir uns so lange nicht gesehen hätten, fragte, wie es ihr ginge, und war die Freundlichkeit in persona. Dabei fixierte ich den Sommersprossenkerl unausgesetzt. Er hatte mich natürlich auch erkannt und wurde unruhig. Rosa plapperte sogleich von ihrem neuen Freund, von ihrem Glück: „Er will mich heiraten, trotz der Jungen —“ und stellte uns endlich ihren Brüdern vor.

„Ja“, sagte ich, „ich kenne sie. Wissen anscheinend nichts mit den Ferien anzufangen. Ich hätte sie beinahe der Polizei gemeldet.“

„Aber warum denn?“ Rosa war tief erschrocken. „Haben sie was Schlimmes gemacht?“

„Für eine Anzeige reicht es.“

Die Jungen grinsten.

„Spielen Sie sich nicht so auf“, sagte der Kleinere. „Es könnte Ihnen mal leid tun.“



Ich wollte antworten, da faßte Pluto meine Hand und drückte sie. Ich schwieg.

Er trat mit einer schnellen Bewegung auf sie zu, schlug gegen ihre Arme, daß die Hände aus den Hosentaschen flogen, und sagte scharf: „Denkt nicht, daß das so weitergeht. Wenn eure Schwester nicht auf euch aufpassen kann, müssen andere es tun."

„Also Drohung?" fragte der Sommersprossige ruhig.

„Drohung? Eher eine Warnung. Vor allem an Sie." Pluto wandte sich an Rosa, die verständnislos von einem zum anderen blickte. „Damit Sie es wissen: Ihre Brüder gehören einer Meute an, die abends am Fluß andere Menschen belästigt, die Mädchen am Weitergehen hindert und — davon bin ich überzeugt — noch anderen Unfug treibt, vielleicht nicht nur Unfug, sondern auch strafbare Handlungen. Vergessen Sie nicht, daß

man Sie zur Verantwortung ziehen kann, wenn Sie nicht genug auf sie achten."

„Dummes Gequatsche", sagte der Sommersprossige. „Los, Rosa, wir haben keine Zeit mehr."

„Ich weiß nicht, was Sie eigentlich wollen", rief sie mit einem leisen, weinerlichen Tonfall, „zu Hause sind sie anständig. Und ich — kann ich nicht auch mal an mich denken und abends zu einer Verabredung gehen?"

„Wenn man Ihnen die Erziehung übertragen hat ..."

Ein greller Pfiff zerriß die Luft.

„Komm endlich und laß die Moralpauker, kenne die Sorte", schrie der Kleinere, der sich bei dem Überfall ziemlich zurückgehalten hatte, so daß er mir kaum aufgefallen war. „Sollen ihren Mist beriechen ..."

„Also, damit Sie es wissen: Beim nächstenmal benachrichtigen wir die Polizei", sagte ich.

Rosa sah mich an, traurig, zweifelnd, unsicher. Langsam wandte sie sich ab und ging zu den Brüdern, die sie wieder in die Mitte nahmen und weiterzogen.

Unser Wagen kam, wir konnten nicht weiter an Rosa und die Zwillinge denken, die lange Arbeit zog uns in ihren Bann. Es war neunzehn Uhr, als ich endlich in unsere Straße bog und einen Teil meines Bettes wie eine Fata Morgana durch das offenstehende Fenster sah: mein Bett, nach dem ich mich seit zwei Stunden heftig sehnte. Ich dachte: waschen, ein wenig essen, dann hinauf in mein Zimmer, aufs Bett legen, ausstrekken, die Entspannung genießen, die vom kleinen Zeh bis zur Nasenspitze jeden Muskel, jeden Nerv erquickt — es kann nichts Herrlicheres geben.

Da sah ich Rosa.

Sie lehnte am Gartenzaun, etwas unförmig in der Schaffnerkleidung, noch mit dem Geldautomaten und der abgeschabten Umhängetasche, in der sie das Vesperbrot aufbewahrte. Sie wartete, bis ich herankam, dann sagte sie statt jeder Begrüßung: „Ich habe Herrn Mengs gefragt, wo Sie wohnen. Ich warte schon eine Stunde hier. Sie müssen mir genau sagen, was mit den Jungen los ist. Heute früh habe ich nichts verstanden."

Ein tiefer Seufzer meinerseits — ade, mein liebes Bett und meine erhoffte Ruhe —, und schon zog ich sie zum Haus.

„Hier draußen redet es sich nicht gut. Kommen Sie."

Mutti war ein bißchen erstaunt. „Ihr müßt in dein Zimmer gehen, Ev. Vati hat Besuch."

Nichts lieber als das.

Rosa bekam Schnitten und Limonade und eine Zeitung, und ich verschwand im Badezimmer. Als ich nach zehn Minuten wieder erschien, war mir wohler; ich sah der kommenden Unterhaltung mit einiger Spannung entgegen.

„Fangen Sie an", sagte ich, „was ist los?"

Rosa schüttelte den Kopf.

„Das will ich von Ihnen wissen. Wo haben Sie meine Brüder kennengelernt?"

Ich berichtete vom Abend am Fluß und vom Überfall auf der Straße. Rosa saß zusammengesunken an meinem kleinen Schreibtisch, während ich halb auf dem Bett lag. Sie tat mir leid. Zwei Brüder, die nicht auf sie hören, eine kranke Mutter, die anderen Geschwister — zuviel Verantwortung und Last für einen jungen Menschen, der nicht sehr energisch ist.

„Ich hatte mir so was gedacht", begann sie endlich, „es ist in der letzten Zeit kein Auskommen mehr mit ihnen. Möchte wissen, wem sie in die Hände geraten sind. Aber", sie funkelte mich erregt an, und ihre sonst so träge Stimme bekam einen harten, metallenen Klang, „habe ich nicht auch einmal das Recht, für mich zu leben? Ich bin jung, möchte mich auch mal verlieben, mal tanzen gehen, mal was anderes sehen, andere Menschen kennenlernen. Kennen Sie die Inge Kalais? Ja? Die hat's gut. Die hat nicht den Klotz am Bein, den man Familie nennt. Mein Freund will mich vielleicht heiraten, trotz der Jungen, denn die müßten ja mit in unseren Haushalt — aber wenn er das erfährt, läßt er mich sitzen wie der andere damals. Und ich mache ein langes Gesicht und habe den Ärger mit den Jungen obendrein. Deshalb möchte ich Sie bitten, melden Sie der Polizei nichts, ja? Ich will mit ihnen reden, vielleicht nützt es was."

„Ich werde nichts melden", antwortete ich, „aber das Reden allein wird nichts nützen."

Rosas Gesicht nahm einen fremden, harten Ausdruck an.

„Ich will auch mal leben, für mich leben. Nicht immer an andere denken müssen ..."

„Hoffentlich nehmen Sie sich nicht die Inge Kalais zum Vorbild!"

„Nein, ich weiß, wie die ist. So werde ich nicht. Doch es ist so schön, einen Freund zu haben und keine Sorgen."

„Sie glauben, Sie können den Sorgen davonlaufen?"

„Ich will's wenigstens versuchen."

Als sie ging, mußte ich noch mal versprechen,

keine Anzeige aufzugeben. Ich tat es gern. War doch nur ein Schreckschuß von uns gewesen.

Die Jungen müssen aber in andere Hände. Rosa wird nicht fertig mit ihnen. Sie werden verlottern oder auf die schiefe Bahn geraten, wenn sie nicht in eine andere Umgebung kommen.

Ich werde mit Pluto darüber sprechen. Das ist doch ein Fall für seine Mutter!

Im Dienst gab es heute nur ein Thema: den nächtlichen Unfall zweier Straßenbahnen. Zum Glück kam kein Mensch zu Schaden. Schuld habe, so heißt es allgemein, Frau Berendt. Jene Frau Berendt, die nur Nachtschichten fährt, um tagsüber bei ihrem Kind sein zu können.

Am Reileck wird seit einigen Tagen an den Schienen gebaut. Der Verkehr ist eingleisig. Abends gibt eine Signallampe das Zeichen, ob die Strecke frei ist. Gestern abend muß die Lampe nicht gebrannt haben, oder Frau Berendt hat sie in einer jäh aufkommenden Müdigkeit übersehen — jedenfalls prallten zwei Motorwagen aufeinander.

Eine Schaffnerin berichtete, daß sich die Staatsanwaltschaft schon für die Sache interessiere.

„Sie wird angeklagt, passen Sie auf, es gibt eine Gerichtsverhandlung."

Herr Schmidt hält dieses Gerücht für glatte Übertreibung.

„Laß dich nicht bange machen, Kleene", sagte er. „'s wird nie so schlimm, wie gequasselt wird.

Man hat Frau Berendt nur vorübergehend vom Dienst beurlaubt. Sehr vernünftig. Die Frau muß sich richtig ausschlafen, dann geht's wieder ..."

Der lange Heinrich, ein junger Fahrer, den ich nicht leiden kann, behauptet, der Alkohol sei daran schuld gewesen. Sicher habe Frau Berendt einen über den Durst getrunken.

Herr Schmidt sagte darauf: „Wenn du dein Maul nicht hältst, kriegste einen Haken, daß du genug hast."

Herr Mengs schien recht nervös, als ich ihn morgens sah. Kein Wunder. Er hätte Frau Berendt nicht immer wieder zu Nachtfahrten einsetzen dürfen. Der Mensch ist doch keine Maschine ...

Sobald ich Zeit habe, werde ich Frau Berendt besuchen. Sie tut mir leid. Was mag sie sich für Vorwürfe machen. Wäre der lange Heinrich an ihrer Stelle, so würde er höchstens grinsen und spotten: „Was geht's mich an? Ist ja nicht mein Geld, was hops geht ..."

Frau Berendt ist anders.

Ich werde unbedingt zu ihr gehen.

Ein Tag voll enttäuschender Erlebnisse; ausgenommen Moppels Brief, den ich nachher zu Pluto bringen werde. Seine Mutter ist heute abend zu Haus, ich habe einen guten Grund, zu klingeln und in diese mir so fremde Wohnung einzudringen.

Ich will froh sein, wenn ich nachher in meinem Bett liege. Diese Anstandsbesuche sind mir ein

Greuel. Aber von Pluto habe ich es verlangt, nun muß ich ihm den gleichen Gefallen tun. Ich würde lieber jetzt gleich gehen als später, dann hätte ich es hinter mir. Es ist noch zu früh.

Das erste enttäuschende Erlebnis: der Operntenor Walter Riemer! Er hat eine sehr gepflegte, klangvolle Stimme, und wenn er auf der Bühne steht, habe ich immer ein bißchen für ihn geschwärmt. Nicht so intensiv wie die Mädchen früher, die für ihre Theaterlieblinge große Schleifen stickten und an Bühnenausgängen auf Autogramme warteten. Aber wenn er als Troubadour auftrat oder als Lohengrin oder als Cavaradossi, dann schlug mein Herz schneller. Zugegeben.

Heute schlug es auch schneller, denn er erschien in meiner Straßenbahn. Während des Berufsverkehrs. Ich sah ihn einsteigen und erkannte ihn sogleich. Er war sehr elegant gekleidet, steuerte zielbewußt auf einen leeren Platz zu und setzte sich. Hinter ihm stiegen noch zwei Frauen mit Kindern ein, Arbeiterinnen, die die Kleinen vom Kindergarten abgeholt hatten. Ich kannte ihre Gesichter, sie waren mir keine Fremden mehr.

Der Wagen war sehr voll. Die Kleinen wurden geschubst und gestoßen und fingen an zu jammern. Mein Operntenor saß neben ihnen, beachtete sie aber nicht. Er schaute zum Fenster hinaus, bewußt „abwesend", als wollte er uns allen zeigen, daß ihn das Gedränge ringsum nichts, gar nichts anginge.

Die Kleinen weinten lauter. Herr Riemer reagierte nicht. Da kramte ich all meinen Mut zusammen, zwängte mich zu ihm hindurch, hob den kleinen Jungen hoch und setzte ihn dem Heldentenor auf das rechte Knie. Danach hob ich das



Mädchen auf und setzte es ihm aufs linke Knie. Und sagte dabei mit charmantem Lächeln: „Nicht wahr, Herr Riemer, Sie nehmen die Kinder doch auf den Schoß, ich kann sonst nicht vorbei, muß aber kassieren.“

Er starrte mich sprachlos an; da wandte ich mich ab und fragte: „Noch jemand zugestiegen, bitte?“ Ich sah in lächelnde Gesichter. Als ich von der Plattform zurückkehrte, bemerkte ich, wie sich der Tenor mit den Kindern unterhielt. Er machte, notgedrungen, gute Miene zum bösen Spiel.

Die zweite Enttäuschung bereitete mir Fräulein Rosa. Ich sah sie Arm in Arm mit einem etwa dreißig Jahre alten Mann die Ulrichstraße entlangpromenieren. Vormittags elf Uhr. Nett angezogen, mit einem unbekümmerten Lachen um Mund und Augen. War die Unterhaltung mit ihr

über ihre Brüder sinnlos gewesen? Hat sie jede Warnung von uns in den Wind geschlagen? Hoffentlich geht es gut!

Erfreulicher, viel erfreulicher Moppels Brief. Hier ist er:

Liebe Ev!

Seit Karl-Heinz hier eingetroffen ist, will ich mich zu einem Brief aufraffen: Die viele Arbeit, das gute Wetter und manches andere waren schuld, daß ich es immer wieder hinausschob. Jetzt plätschert es draußen. Karin sitzt noch in der Flickstube, Ursula ist bei den Jungen in der Reparaturwerkstatt. Ich habe Zeit. So kommst Du zu Deinem Recht.

Sag mal, was habt Ihr mit Karl-Heinz gemacht? Als wir vom Feld kamen und ihn vor dem Verwaltungshaus der LPG stehen sahen, kam uns ein Stöhnen an. Auch das noch! Theo raufte sich die Haare. (Er muß unbedingt zum Friseur, hat eine Mähne wie ein junger Löwe, aber dem Dorfbarbier will er sich nicht ausliefern; fürchtet, er könnte ihn mit seinem Schwein verwechseln und ihm das Rasiermesser in die Kehle stoßen.) Mir war auch nicht wohl. Ich sah Karl-Heinz schon auf dem Feld eine Versammlung abhalten. Ich hatte vergessen, daß Karl-Heinz früher in einem Produktionsbetrieb gewesen ist und vor körperlicher Arbeit also keine Angst hat.

Die Begrüßung fiel etwas förmlich aus. Karl-Heinz schien nichts anderes erwartet zu haben. Er ging nachmittags mit zum Plan 4, Roggen mähen. Ohne Mähdrescher. Der stand seit drei Tagen im Schuppen, kaputt. Kein Mensch

wußte, wann er wieder eingesetzt werden konnte. Niemand hatte bis jetzt Zeit gefunden, sich seiner anzunehmen. Die Traktoristen arbeiten teilweise in zwei Schichten, und die Reparaturwerkstatt der MTS hat mit Schnellreparaturen der Traktoren zu tun.

Ich schreibe das so ausführlich, weil sich ohne diese Tatsache unser Verhältnis zu Karl-Heinz sicher nicht so schnell und grundlegend geändert hätte.

Wir blieben bis sechs Uhr draußen, fuhren dann ins Dorf und suchten die Unterkünfte auf, um uns zu waschen und zu Abend zu essen. Abends essen wir auf den Stuben, das geht schneller und ist für die Köchin bequemer, die schließlich auch mal nach Hause will. Im Zimmer der Jungen stand noch ein altes Sofa, darauf wollte Karl-Heinz schlafen. Vom Fenster dieses Zimmers kann man gerade in den Schuppen sehen, in dem der Mähdrescher döste. Theo zeigte hinunter: „Das Schlachtroß — außer Gefecht gesetzt."

In diesem Augenblick muß es bei Karl-Heinz gefunkt haben. Er starrte hinunter, drehte sich zu den beiden um und fragte: „Macht ihr mit?"

„Wobei?" Werner wollte es wissen; du kennst ihn ja, unser Dicker neigt zum Phlegma und tut nie gern mehr, als unbedingt notwendig ist.

„Mähdrescher in Ordnung bringen", sagte Karl-Heinz.

Die zwei sahen ihn an wie das Siebente Weltwunder.

„Kannst du ja gar nicht", spottete Theo. „Der fährt nämlich nicht, wenn du ihm einen Vortrag über Bewußtseinsfragen hältst!"



„Komm mit. Wollen uns die Sache ansehen."

Fürs Angucken war auch Werner zu haben. Sie gingen in den Schuppen, und nach zehn Minuten hatte Karl-Heinz den Schaden entdeckt. Frag mich nicht, Ev, was kaputt gewesen ist. Ich begreife diese Maschinen nicht und habe vor jedem, der mit ihnen umgehen kann, hohen Respekt. Neuerdings auch vor Karl-Heinz. Denn er holte sich die Erlaubnis vom Vorsitzenden, den Mähdrescher reparieren zu dürfen; noch am gleichen Abend wurde der Drescher in die Reparaturwerkstatt geschleppt, und nun arbeiteten sie die ganze Nacht über, Karl-Heinz, Theo, Werner — Werner! — und ein Mechaniker der MTS. Am nächsten Tag war der Drescher einsatzbereit.

Überall natürlich große Freude. Das Wichtigste für uns jedoch ist das Wissen, daß Karl-

Heinz etwas kann. Bis jetzt haben wir ihn doch nie für voll genommen. Das ist — wenigstens für uns — vorbei. Er muß in dieser Nacht großartig gewesen sein. Der Mechaniker verkündete am anderen Morgen lauthals sein Lob. Unser aller Ansehen stieg binnen weniger Stunden beträchtlich.

Karl-Heinz und die Jungen haben nun eine besondere Einsatzbrigade gebildet. Sie arbeiten mit auf dem Feld, wenn Leute fehlen, sonst sind sie in der Reparaturwerkstatt. Abends sind wir stets mit ihnen zusammen, und die Mädchen und Jungen des Dorfes schwärmen schon für Karl-Heinz.

Es ist auf jeden Fall gut, daß er jetzt hier ist. Wir kommen uns näher, und er ist für uns beinahe schon soviel wie ein Freund. Ich glaube, wenn die Schule wieder anfängt, werden wir uns nicht mehr über ihn ärgern — und er nicht über uns.

Von mir, liebe Ev, ist nur zu berichten, daß ich bei den Ferkeln gelandet bin. Ich beschäftige mich mit ihnen den ganzen Tag (sechzig Stück) und rieche allmählich wie sie. Auch mit der besten Seife kriege ich den Geruch nicht fort. Das ist das einzige Negative. Meine Liebe zu Tieren hat sich hier nur verstärkt, und ich habe schon daran gedacht, aufs Land zu gehen, wenn ich das Abi in der Tasche habe.

Zum Schluß noch ein Wort über Ursel und Karin. Ursel ist auf der Hühnerfarm. Sie hat mindestens drei Pfund zugenommen, das steht ihr gut. Sie war immer zu dünn. Ihr blondes Haar ist von der Sonne so gebleicht, daß es fast weiß aussieht. Dazu ihr hübsches tiefbraunes

Gesicht — ich sag' Dir, sie hat große Chancen bei den Jungen hier.

Karin, das Unglückswurm, hat Pech gehabt. Sie ist am zweiten Tag mit dem Fuß in ein Kaninchenloch getreten, umgeknickt und hat sich den Knöchel gebrochen. Sie mußte sofort ins Landambulatorium, der Fuß kam in Gips, und man riet ihr, nach Hause zu fahren. Tat sie aber nicht. Du kennst sie: ein schmales Persönchen, aber zäh und ausdauernd. Kneifen, wie sie es nannte, kam für sie nicht in Frage. Nach wenigen Tagen ging sie schon auf Entdeckungsreisen.

„Irgendwo finde ich gewiß was zu tun", sagte sie — und sie fand zu tun!

Im Gemeindeamt gibt es eine Nähstube. Wenigstens liest man an der Tür ein Schild mit dieser Aufschrift. Die Tür ist verschlossen. Eine ältere Frau hat bis vor zwei Monaten hier gearbeitet, genäht, gestopft, geflickt, was die Bäuerinnen ihr gerade brachten, die während des Sommers doch kaum selbst zu diesen Arbeiten kommen. Nun ist sie krank, liegt im Kreiskrankenhaus, und die Nähstube steht leer. Bis Karin sie erblickte. Sie humpelte zum Vorsitzenden, ließ sich den Schlüssel geben und bat, daß man bekanntgeben solle, es würden wieder Näharbeiten angenommen. Schon am Nachmittag häuften sich auf dem Tisch die Sachen, Strümpfe und Flickwäsche. Karin kann ja sehr gut handarbeiten. Sie sitzt nun in der Nähstube von morgens acht Uhr bis abends sechs Uhr, hat ihre Freude daran und ist der Liebling aller Frauen.

Alles in allem tun wir also, was wir können;

ich bei den Ferkeln, Ursula bei den Hühnern und Karin bei den Löchern.

Karl-Heinz hat mir von Dir und Pluto erzählt. Eure Arbeit ist sicher schwer. Ich hoffe nur, daß sie Euch trotzdem Spaß macht wie uns das Landleben.

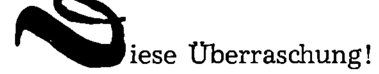
Schluß für heute. Schöne Ferien noch! Grüße Pluto von mir. Herzlichst

Dein Moppel

Mittlerweile ist es nach neunzehn Uhr geworden. Ich werde mir nun die Haare ordentlich kämmen, und dann will ich gehen.

Habe ein bißchen Herzklopfen. Ob Plutos Mutter sehr streng, sehr ernst sein wird?

Ich nehme es fast an.



Diese Überraschung!

Plutos Mutter ist jene Frau, die morgens oft in meiner Bahn fährt, am Reileck aussteigt und in einer Nebenstraße verschwindet, die Frau, deren Gesicht sich mir eingeprägt hat und der ich gern einmal nachgehen wollte.

Sie empfing mich freundlich, fast lieb, es wurde ein Abend, wie ich ihn mag; ohne jede Aufregung, erfüllt von Gedanken, Gesprächen und dem frohen Gefühl, unter Freunden zu sein.

Pluto strahlte, als er Moppels Brief gelesen hatte. „Siehst du“, triumphierte er, „ihr wolltet es ja nicht glauben, daß Karl-Heinz eigentlich ein tüchtiger Kerl ist.“

Ich konnte nichts darauf antworten, seine Mutter fragte mich nach meiner Familie aus und erzählte lange von ihrer Arbeit. Ein Fall, erst heute bekannt geworden, hat sie tief erregt — und auch mich, ich gebe es zu. Da hat eine junge Frau ihr halbjähriges Kind zu Hause gelassen und ist mit ihrem Freund republikflüchtig geworden. Nachbarsleute wurden auf das Kind aufmerksam, weil es so jämmerlich schrie. Sie pflegten es zwei Tage lang, bis ein Brief der Mutter ankam, in dem sie mitteilte, daß sie nicht zurückkommen werde.

„Das kleine Kind ist in einem Säuglingsheim untergebracht", sagte Plutos Mutter. „Da ist es gut aufgehoben. Die Mutter würde ich gern bestrafen, ihrer Verantwortungslosigkeit wegen. Hoffentlich bekommt sie einmal die Quittung."

Von Herrn Mengs erfuhren wir, daß es Frau Schendell besser geht. Ihre Kleine ist fast gesund, die Mutter liegt zwar noch, doch hat auch sie das Schlimmste überstanden.

Wir fahren weiter Überstunden. Es ist anstrengend, ich bin jeden Abend zum Umfallen müde; aber ich will und werde durchhalten.

Und dann — dann kommt die See, die Ruhe, Wasser, Wind, Sonne, Faulsein ...

Ich mußte natürlich auch Plutos Mutter von unseren Ferienplänen berichten. Sie sagte, daß sie noch nicht wüßte, wohin sie Pluto schicken könnte. „Wir haben im Frühjahr den Zeitpunkt verpaßt, nun ist alles besetzt. Zu schade. Wenn mir nichts anderes einfällt, wird er wohl eine Fahrt mit dem Rad unternehmen müssen."

„An die See?" fragte er und lachte. Er sah mich nicht an, aber ich spürte trotzdem, daß er es ernst meinte.

Nun grüble ich, wie ich es drehen kann, daß er mit uns kommt.

Himmel, wären das Ferien! –

Eben hat es geklingelt. Tante Anna ist gekommen. Mutti hat bunte Wäsche eingeweicht und wenig Zeit zum Schwatzen. So will ich mich opfern und dabei meinen Rock fertignähen. Tante Anna ist ein ganz guter Kerl, und ich mag sie auch. Manchmal fällt sie mir nur ein bißchen auf die Nerven, weil sie so betulich ist.

Das Gerede um Frau Berendt ist noch nicht verstummt. Der lange Heinrich spricht sogar von Verhaftung. Ich habe mir von Herrn Mengs die Anschrift von Frau Berendt nennen lassen und sie während meiner Freistunden am frühen Nachmittag besucht.

Zuerst kannte sie mich nicht. Ich stand im dunklen Hausflur, kein Licht fiel auf mich. „Ich weiß nicht, wer Sie sind“, sagte sie. Ich nannte meinen Namen, erwähnte unsere Unterhaltung in der Bahn, und da zog sie mich endlich in die Wohnung, nahm mir den Automaten ab und führte mich in ein kleines, blitzsauberes Wohnzimmer.

„Wie nett, daß Sie gekommen sind. Und ich dachte, man hätte mich vergessen oder wollte nichts mehr mit mir zu tun haben!“

„Ist denn noch niemand hier gewesen?“

„Doch, Frau Schendell und Fräulein Rosa. Die anderen haben wohl keine Zeit.“

Das Kind saß auf dem Teppich und spielte mit einer Puppe. Als die Kleine mich sah, lief sie zu mir und streckte mir die Hand hin. Sie trug ein blau-weiß gestreiftes Kleidchen, weiße Strümpfe und weiße Schuhe.

„Sie sieht so festlich aus“, lobte ich.

Frau Berendt lachte.

„Wir wollen nachher in den Zoo, ich warte nur auf meinen Mann, er muß noch essen. Sitzt wieder so lange beim Arzt. Es ist das erstemal nach dem Unfall, daß ich mich hinauswage. Ich hätte keine Straßenbahn sehen können all die Tage! Aber ich muß unter Menschen, sonst komme ich gar nicht darüber weg.“

„Sie müssen es nicht so schwernehmen.“

Sie verzog schmerzlich das Gesicht.

„Leicht gesagt. Ich mache mir große Vorwürfe. Es hätte nicht passieren dürfen. Ich fühlte mich an dem Tag nicht wohl, wollte aber trotzdem fahren. Auf die Minute des Zusammenpralls kann ich mich nicht besinnen. Der Lärm brachte mich erst zu mir. Wenn ich bedenke, welchen Schaden ich verursacht habe! Wieviel Geld es kostet, um alles zu reparieren! Und hier zu Hause passe ich auf, daß mir keine Tasse aus der Hand fällt.“

„Sie haben sich zuviel zugemutet.“

„Was soll ich machen? Ich will die Kleine keine Stunde vermissen...“

Etwas wie Trotz war in ihrem Gesicht, wie Abwehr. Ich hatte das Gefühl, als wäre ich eine Reihe von Jahren älter als sie.

Sie ähnelte in diesem Augenblick flüchtig meiner Schwester, die auch auf Vernunftgründe nicht hören will und erst durch eigene Fehler klug wird.

„Wenn Ihnen was passiert wäre, hätte die Kleine vielleicht Sie vermissen müssen ...

Gleich danach taten mir meine Worte leid. Frau Berendt strich sich über das Haar. Ich bemerkte, wie ihre Hände zitterten.

„Daran habe ich oft gedacht", sagte sie. „Ich bin auch dankbar, daß es noch so glimpflich abgegangen ist. Ich weiß, daß mit mir etwas geschehen muß. Ich bin abgespannt, müde, kraftlos. Morgens bringe ich kaum den Willen auf, aus dem Bett zu steigen und den Tag zu beginnen."

Ein paarmal strich sie über den Rock, ging dann zum Büfett und holte einen Holzteller mit Plätzchen heraus. „Bitte, nehmen Sie, Sie müssen Hunger haben."

„Danke, nein. Sagen Sie mir lieber, was jetzt mit Ihnen geschehen wird. Der lange Heinrich erzählte heute allen, die es nicht hören wollten, man hätte Sie verhaftet ..."

Sie lachte wieder, diesmal nicht nervös, sondern frei und herzhaft. Die Kleine schaute von ihrer Puppe auf, lief zur Mutter und kuschelte sich in ihren Schoß.

„So ein Unsinn. Man hat mich freilich mit dem Auto abgeholt, zum Betriebsarzt gefahren und gründlich untersuchen lassen. Daraus ist für andere vielleicht die Verhaftung geworden.

Nur zu Herrn Mengs mußte ich gehen, und das, sehen Sie, war das Schlimmste. Er wollte mir nie gestatten, daß ich immer Abendschichten fuhr. Ich habe ihn stets dazu überreden müssen. Nun hat er eine scharfe Rüge bekommen — meinetwegen. Und kein Wort des Vorwurfs mir gegenüber. Er sagte nur: ‚Frau Berendt, so geht's nicht weiter. Finden Sie sich damit ab. Ich muß mich auch

damit abfinden, daß ich eins auf den Kopf bekommen habe. Also ... Schluß mit der Spätschicht!'
Natürlich wird der Vorfall noch genauer untersucht werden. Aber Herr Mengs meinte, daß ich keine Angst zu haben brauche.

Alles ganz schön und gut, und ich bin auch dankbar, daß ich weiterarbeiten darf — aber die Kleine? Ich weiß nicht, wo ich sie lassen soll."

Martina. Ich dachte an Martina!

Kurz darauf verabschiedete ich mich und versprach, mich umzuhören, ob ich einen Unterschlupf für das Mädchen finden könne. Dann fuhr ich sofort in die Krippe, ließ Martina rufen und berichtete. Sie fragte bei Frau Mertens an, und fünfzehn Minuten später hatte ich den Bescheid: Obwohl voll belegt, kann die Kleine vier Wochen lang aufgenommen werden. — Danach wird man weiter sehen.

Frau Berendt sagte nicht viel, als ich ihr diese Nachricht eben überbrachte. Sie drückte sehr lange meine Hand. Ich bin schnell wieder gegangen.

Nun denke ich die ganze Zeit an Herrn Mengs. Er hat einen Fehler begangen und ist gerügt worden. Gewiß hat er sich über diese Rüge geärgert, aber er ist bereit, sofort einzusehen, daß sie zu Recht ausgesprochen worden ist, er erkennt sie an und handelt danach.

Und ich junges Ding wollte die Eingeschnappte spielen ...

Was ich noch lernen muß: auch die Kunst, Fehler einzusehen und dem Tadelnden dankbar statt böse zu sein.

Martina hat blaß und sehr ernst ausgesehen. Sie fehlt mir eigentlich sehr, aber durch die Über-

stunden bin ich so angespannt, daß ich einfach keine Zeit habe, sie zu besuchen.

Es wird niemals geschehen, daß ich Martina wegen Pluto vernachlässige! Mutti meinte kürzlich, wenn man einen Freund hätte, würde man die Freundin als überflüssig empfinden. Sie hat unrecht, daß weiß ich heute schon, wenigstens in diesem Fall. Ich werde sehr aufpassen, daß ich Martina nicht verliere.

Tante Annas Besuch gestern dauerte bis tief in den Abend. Der letzte Nadelstich ist getan, und der Rock hängt im Schrank.

Meine heimliche Hoffnung, daß diese letzten Tage ohne Aufregungen dahinplätschern würden, hat sich als irrig erwiesen. Wenigstens, was den heutigen Tag anlangt.

Ich ahnte es schon, als ich aus dem Bett stieg und keine gestopften Strümpfe fand. Es nieselte draußen, ich wollte nicht ohne Strümpfe gehen. Ich schlich mich ins Schlafzimmer der Eltern und mopste Mutti ein paar Perlonstrümpfe. Als ich in die Bahn einstieg, blieb ich hängen. Ritsch — machte es. Der Strumpf ist hin und mit ihm acht Mark meines Verdienstes. Denn ich muß Mutti ein neues Paar kaufen, klar. Sie hat so schon genug unter meiner Schußligkeit zu leiden.

Gegen zehn Uhr tauchte Fräulein Rosas Gesicht in der Menge auf, verweint, verquollen. Sie kam auf mich zu, faßte meine Arme und schluchzte: „Man hat sie verhaftet."

„Wen?“
„Die Zwillinge.“
„Wann?“
„Gestern nachmittag.“

Sie setzte sich neben die Tür und fuhr mit zur Endstation. Sie weinte lautlos vor sich hin. Ich beugte mich einmal zu ihr und fragte:

„Was haben sie denn gemacht?“
„Nachher.“

An jeder Endstation hörte ich nun ein Stück dieser verworrenen Geschichte.

Die ganze Meute ist verhaftet worden. Acht Jungen. Angeklagt sind sie wegen einiger schwerer Diebstähle, die sie in den letzten Tagen begangen haben: in Badekabinen, Ladenkassen, Kindergärten und Instituten.

„Es war mir so komisch“, sagte Fräulein Rosa. „Wenn ich abends kam, waren sie nie zu Hause. Es hieß, sie trainierten so lange in der Tischtennismannschaft. Ich habe es ihnen geglaubt, glauben wollen. Statt dessen haben sie aber geklaut. Wenn ich sie morgens weckte, rochen sie nach Alkohol. Jetzt ...“ Sie verstummte.

Ich konnte ihr nicht antworten. Was hätte ich sagen sollen. Daß wir sie gewarnt hatten? Es nützte keinem etwas.

„Nur gut,“ meinte ich, „daß Sie ihren Freund haben. Er kann Ihnen doch am besten helfen ...“

Sie hörte auf zu weinen, aber der Blick ihrer Augen war leer und abwesend, sehr bitter, sehr verzagt.

„Ich bin auch gleich zu ihm gelaufen und habe erzählt, was los ist. Daraufhin ...“ — sie stockte, zwang sich dann schließlich die Worte über die Lippen — „hat er gesagt, mit so einer Familie

wolle er nichts zu tun haben. Hat mich aus dem Zimmer geschoben und die Tür abgeschlossen."

„Gemein ..."

Schweigen.

„Was haben Sie nun unternommen?"

„Nichts. Ich bin so durchgedreht. Die Mutter getröstet, die Schwestern getröstet, immer wieder in die Küche gelaufen und geheult ..."

„Haben Sie es Herrn Mengs gesagt?"

„Nein."

„Wann haben Sie Dienst?"

„Mein freier Tag heute."

„Gehen Sie am besten zu ihm. Er wird Ihnen helfen, er kann sich vor allem beim Staatsanwalt erkundigen."

„Ich schäme mich so."

„Unsinn. Sie haben doch nicht gestohlen."

Zwei Stunden später saß sie wieder in meinem Wagen, immer noch verweint, aber doch ruhiger, gefaßter.

Sie war bei Herrn Mengs.

Sie weiß nun, daß die Brüder in Untersuchungshaft sind. Sie weiß, daß gegen alle ein Verfahren eingeleitet wird, wenn die Ermittlungen abgeschlossen sind. Ihre Brüder sind nicht am stärksten belastet. Es ist noch nicht sicher, ob sie bestraft werden.

„Was soll ich aber mit ihnen machen, wenn sie wieder zu Hause sind?" fragte sie mich. „Auf mich hören sie doch nicht mehr. Es kann dann höchstens alles schlimmer werden. Ich habe Angst..."

Mir fiel Plutos Mutter ein. Sollte ich Rosa zu ihr bringen? Sie würde ihr am besten raten können.

Eine Stunde später saßen wir ihr in ihrem

Zimmer gegenüber. Rosa erzählte die Geschichte noch einmal. Frau Berger hörte zu, stellte Fragen, alles so freundlich und lieb, daß Rosa neben mir aufatmete und sagte: „Können Sie sie nicht irgendwo unterbringen, wo sie gut erzogen werden? Ich habe sie sehr lieb, und es soll doch was Rechtes aus ihnen werden. Aber ich ... ich habe mit ihnen keinen Mut mehr und meine alte Mutter auch nicht. Sie ... Ja, Sie würden mit ihnen bestimmt fertig werden."

Plutos Mutter lachte ein warmes Lachen, dem man vertrauen konnte. (Pluto hat das gleiche Lachen an sich, und das mag ich so an ihm.)

„Vor allen Dingen machen Sie sich keine unnötigen Sorgen", tröstete sie. „Ich werde mir Ihre Brüder ansehen, und nach der Verhandlung werden wir weiter sehen. Sie hören bestimmt bald von mir."

Draußen auf dem Markt drückte mir Rosa die Hand. Ich spürte, daß sie etwas erleichtert war. „Danke schön, nun werde ich wohl schlafen können. Die Frau da drin wird's schon richtig machen. Wenn sie nur die Sache mit meinem Freund auch so in Ordnung bringen könnte ..."

Ich habe ihr lange nachgesehen und herzlich gewünscht, daß alles ein gutes Ende finden möchte.

Pluto hat mir endlich die Schlösser an meinen Kästen angebracht. Helga kann mir keine Sachen mehr mopsen. Gestern hatte sie meine Lackschuhe herausgeholt, vorn mit Papier ausge-

stopft, und stolzierte damit wie ein Storch durch die Gegend. Es hat keine Szene gegeben, weil ich für Szenen zu müde bin. Von jetzt an ist jedoch alles zugeschlossen, und es müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn Helga noch irgendwo rankönnte.

Die Normalschicht fuhr ich mit Pluto. Herr Mengs stand am Marx-Engels-Platz und kontrollierte unsere Wagen.

Ich musterte ihn neugierig, ob er verändert aussähe. Er hielt sich aber genauso straff und gerade wie sonst, und seine Stimme hatte den alten, sicheren Klang. „Haltet ihr durch?“ fragte er uns.

„Natürlich“, war die Antwort.

„Gut so. Frau Schendell läßt danken. Aber ab morgen braucht ihr nur noch einfache Schichten zu fahren. Frau Lukas ist aus dem Urlaub zurück und wird für Frau Schendell bis Mittwoch einspringen.“

„Mittwoch ist unser letzter Tag“, sagte ich.

„Eben. Von Mittwoch an muß alles wieder nach dem alten Plan gehen. Frau Lukas möchte Sie übrigens sprechen, Ev. Sie wartet nachher am Depot auf Sie. Viel Spaß.“

Damit sprang er ab.

„Der hat Nerven“, sagte Pluto, während er ebenfalls ausstieg, um zum Motorwagen zu gehen, „als ob es uns noch Spaß macht!“

„Aber Pluto“, mahnte ich.

„Schon gut, schon gut. War nicht ernst gemeint!“

Soll ich ihm das glauben?

Dabei haben wir erst drei Lektionen Russisch wiederholt, zwölf Lektionen sind es — für diese Arbeit bleibt uns nur die Ferienzeit.

Er muß mit an die See.

„Wenn ich nur wüßt', wenn ich nur wüßt',
wie das Ding einzufädeln ist..."

Ich werde nachher mit Vati sprechen. Es hat keinen Zweck, daß ich es heimlich zu arrangieren suche. Hier komme ich nur mit Offenheit weiter.

Aber erst muß ich nochmals in die Stadt. In die Brunnenstraße zu Frau Lukas. –

Sie wartete wirklich am Depot. Herr Mengs stellte uns einander vor. Sie fragte, ob ich sie kurz besuchen könnte, sie wollte mir etwas zeigen. Ich wollte ablehnen, da sagte Herr Mengs einfach für mich zu.

Ich habe mich geärgert. Wie kann sich der Mann in meine Privatangelegenheiten mischen!

Es blieb mir jedoch nichts anderes übrig, als auch meinerseits zuzusagen. Ich konnte ihn doch nicht bloßstellen...

Erst setzte ich mich jedoch in die Badewanne. Diese Hitze! Richtige Hundstage, die nur an der See zu ertragen sind. Meine Blumen im Garten vertrocknen fast. Kümmert sich niemand um sie, wenn ich's nicht tue...

Unlustig, gezwungen, bin ich gegangen. Beschämt, verlegen und doch herzlich froh bin ich wiedergekommen.

Zwischen diesen beiden Tagebucheintragungen liegen nur knappe drei Stunden. Aber Stunden, die ich so schnell nicht vergessen werde.

Denn in dieser Stunde, die ich in der Brunnenstraße verbrachte, gab es keine falsche Freund-

lichkeit, kein phrasenhaftes Wortgeklingel, keine Arroganz und was der netten Kleinigkeiten am Rande mehr sind. Da war nur eines spürbar: eine herzliche Dankbarkeit und der Wunsch, mir eine Freude zu bereiten.

Man kann sich meine Verlegenheit vorstellen, als ich in ein Zimmer trete, in dem ein festlich gedeckter Kaffeetisch steht. Ich weiß plötzlich nicht, wo ich meine Hände lassen soll. Zwei Mädchen, ungefähr zwölf und dreizehn Jahre alt, stehen am Fenster, lachen und stupsen sich an. Frau Lukas bittet mich, Platz zu nehmen.

„Wissen Sie, wir möchten Sie einmal bei uns haben", sagt sie, „das ist für uns der Abschluß unserer gemeinsamen Ferien, die wir nur Ihnen verdanken. Ich lebe seit vier Jahren mit meinen Kindern allein, die Ehe ist auseinandergegangen, ich muß arbeiten. Wir wollten jedes Jahr im Sommer zusammen fortfahren, aber jedesmal konnte ich gerade während der Ferienzeit keinen Urlaub bekommen, weil kein Ersatz für mich da war. Diesmal kamen Sie — und es wurden herrliche Ferien, nicht wahr?"

Die Mädchen nicken. Die Torte schmeckt ausgezeichnet — aber ich fühle mich immer noch unfrei und überrumpelt.

Das gibt sich langsam, weil Frau Lukas völlig unbefangen von den Ferientagen in Thüringen spricht; unwillkürlich habe ich teil an den Erinnerungen. Die Mädchen schwatzen mit.

„War's denn schwer?" fragen sie mich später. „Mutti jammert manchmal, wenn sie vom Dienst kommt."

„Wenn ihr wüßtet, was ich gejammert habe!" Ich bin endlich die Scheu los und kann reden.

Es wird noch recht lustig.

Als ich gehe, bringt mich Frau Lukas bis hinunter zur Haustür.

„Es war so schön für die Mädchen, daß ich einmal Zeit für sie hatte. Jetzt fahren sie noch in ein Sportlager, da werden sie mich kaum vermissen. Und wenn die Schule wieder anfängt — na ja, es spielt sich alles ein."

„Ihr Mann?" frage ich.

„Ach, er kümmert sich nicht um uns."

„Dann ... auf Wiedersehen und vielen Dank."

„Sie wissen, daß ich danken muß." —

Als ich nach Hause bummelte, mußte ich daran denken, wie ungern und lustlos ich diese Arbeit begonnen hatte. Eigentlich nur des Geldes wegen und weil ich nicht in eine Reihe mit Silvia gestellt werden wollte.

Ich schämte mich.

Und ich schäme mich immer noch ein bißchen, nur bin ich gleichzeitig stolz, weil ich einem anderen Menschen durch meine Arbeit sichtbar geholfen habe.

Das wiegt jedes Gestöhne, jeden Seufzer und jeden Mißmut doppelt auf.

Übrigens habe ich einen Generalangriff gestartet: Ich habe Vati umschmeichelt und umkost, Küßchen gegeben und Stoppelbart gestreichelt und — nach genügender Vorbereitung — die Katze aus dem Sack gelassen: Plutos Seereise.

Vati knurrte: „Bist du verliebt?"

Ich: „Keine Spur. So was ist doch nicht mehr modern."

„Ihr wollt Russisch pauken, ja?"

„Ja."

„Schon abgelehnt. Während der Ferien will ich Ruhe um mich haben, keine vokabelabhörenden Menschen.“

„Dann arbeiten wir nicht.“

„Hat er dich schon mal geküßt?“

„Nein!“

„Schade. An der See ist Küssen verboten.“

„Du bist unausstehlich.“

„Kann er schwimmen?“

„Ja, ziemlich.“

„Zeitungen und Brötchen einkaufen?“

„Zur Not.“

„Mit den Kindern Volleyball spielen und sie gewinnen lassen?“

„Bei den nötigen Instruktionen ...“

„Na ja, dann will ich mal drüber schlafen.“

Ich gab ihm den Gutenachtkuß.

„Bist und bleibst der Beste“, sagte ich.

„Trotz Pluto?“ foppte er mich. „Laß es Mutti nicht hören, sie wird sonst eifersüchtig.“

Jetzt drücke ich uns den Daumen, daß ihm über Nacht eine gute Lösung einfallen möge.

Ach, ich bin so müde . . .

Noch zwei Tage — und ich kann schreiben: Geschafft!!!

eine letzte Fahrt!

Sie wurde amüsanter, als ich gehofft hatte. Herr Schmidt steckte mir ein Sträußchen Kornblumen an die Trägerschnalle meines Geldautomaten. Der lange Heinrich stand dabei und zog Grimas-

sen. „Seien Sie froh“, sagte ich zu ihm, „daß ich heute zum letztenmal hier bin. Wir hätten sonst bestimmt noch Krach miteinander gekriegt.“

„Glaube ich nicht, mit Mädchen kriege ich nie Krach.“

„Dann dürfen Sie mich nicht zu den Mädchen rechnen.“

„Die Inge Kalais mag mich leiden.“

„Herzlichen Glückwunsch!“

Herr Schmidt war schon zum Wagen gegangen und klingelte heftig. „Kommste endlich?“ rief er.

Ich nickte.

Der lange Heinrich sagte: „Schade, dabei habe ich Sie gemocht . . .“

Er wandte sich um und ging seiner Wege.

Plötzlich tat mir der unfreundliche Abschied leid. Ich hätte ihm besser etwas Nettes gesagt. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen.

Gleich auf der ersten Fahrt wurde es lustig. Der „Laubfrosch“ stieg mit Feriengepäck und Familie in meinen Anhänger, von mir natürlich fröhlich begrüßt. Er war wieder so zerstreut wie jedesmal, wenn er keine Zahlen vor sich hat. So suchte er unter Assistenz seiner Gattin in sämtlichen Taschen des Anzuges nach den Fahrkarten. Niemand bemerkte, daß er sie in der Hand hielt. Außer mir. Ich ließ ihn suchen.

Vor dem Bahnhof entdeckte er sie endlich selbst. Er lachte am lautesten über sich.

„Wissen Sie, Ev“, fragte er, „ob Pluto sich nun entschlossen hat, Physik zu studieren?“

„Im Augenblick will er, glaube ich, Straßenbahnfahrer werden.“

„Mit seiner Begabung? Ja, ist er denn verrückt geworden?“

„Nur so nebenbei, Herr Professor, damit er beim nächsten Einsatz nicht mehr schaffnern muß, sondern fahren kann."

„Ach so."

Der Urlaub war gerettet.

Welche Überraschung! Am Markt stieg Tante Anna zu. Mit prallgefüllten Gemüsenetzen. Sie unterhielt sämtliche Fahrgäste.

„Nein, wie geschickt du das machst! Wie schnell du wechseln kannst! Ich hätte es dir niemals zugetraut. Das ist nämlich meine Nichte", wandte sie sich an ihr Gegenüber, eine Dame in mittleren Jahren; es folgte mein ausführlicher Steckbrief.

Ich beugte mich zu ihr.

„Tante Anna, wenn du nicht still bist, mußt du aussteigen."

Sie lachte.

„Werde in Zukunft dein Lob heimlich singen", versprach sie.

Beim Abrechnen traf ich Frau Schendell, die sich bei Herrn Mengs zurückmeldete und den Einsatzplan für morgen haben wollte. Sie schüttelte mir die Hand, daß ich wieder verlegen wurde und alles auf Pluto schob.

„Wenn es Ihnen nur geholfen hat", sagte ich und verschwand in Richtung Kasse.

Denn es galt, das Gehalt in Empfang zu nehmen.

Es war für mich fast eine feierliche Handlung, als ich die Lohntüte öffnete und die Abrechnung sah. 228,82 DM bekam ich ausbezahlt, die Überstunden mitgerechnet.

Hier kann ich es niederschreiben, ohne Sorge, daß es falsch verstanden wird: Ich bin recht stolz,

228 Mark selbst verdient zu haben, durch eigene Arbeit — ich habe das Gefühl, als wäre ich dadurch plötzlich doppelt soviel wert. Meine Selbstachtung ist erheblich gestiegen.

Herr Mengs ließ mich rufen. Als ich sein Zimmer betrat, kam er mir entgegen, lachte, fragte: „Froh, daß Sie es geschafft haben?“ und übergab mir eine Urkunde, auf der mir bescheinigt wird, ordentlich und gewissenhaft meinen Einsatz abgeleistet zu haben.

„Wir bedauern“, sagte er, „daß Sie gehen.“

Ich konnte nicht an mich halten. Ich mußte ihm ins Wort fallen und ihn fragen: „So, wirklich? Wo Sie mich doch eigentlich rausschmeißen wollten?“

Er lachte wieder. „Liebes Kind, bei der Straßenbahn lernt man Menschen kennen. Ich wußte, daß man mit Ihnen derb reden muß, wenn man Sie auf ein anderes Gleis haben will. Andere hätten solch harte Worte nicht vertragen. Sie haben sie gut geschluckt. Ich bin mit Ihnen die ganze letzte Zeit sehr zufrieden gewesen — nicht nur ich, alle Kollegen, die mit Ihnen zu tun hatten. Und das ist das größte Lob, das ich Ihnen aussprechen kann.“

Ich nickte. „Es genügt mir auch völlig.“

Als ich draußen in der Sonne stand, hatte ich nur einen Gedanken: Ferien . . .

Zur Feier des Tages ging ich ins Kino und anschließend allein in die Milchbar.

Zu Hause schenkte mir Mutti eine entzückende Strandkombination, selbst genäht — das ist jetzt Ehrensache für uns! —, weil ich durchgehalten habe. Vati schenkte mir einen Novellenband mit der Widmung „Unserer Schaffnerin". „Außerdem", sagte er, „kommt das dicke Ende nach. Du sollst aber erst zu Martina fahren; sie war vor einer Stunde hier und möchte dich unbedingt heute noch sprechen, weil sie morgen verreist."

Also schwang ich mich aufs Rad und gondelte hin.

Sie waren beim Kofferpacken. Martina und ihre Mutter. Morgen früh fahren sie in die Sächsische Schweiz. Martina kam mir strahlend entgegen. Ein völlig anderer Mensch als vor einigen Tagen, voller Spannkraft, Energie und Freude. Sie umarmte mich, zog mich ins Schlafzimmer und schob mir einen Hocker hin, während sie weiterpackte.

„Du kannst dir nicht denken, wie wir uns freuen, daß es endlich losgeht mit der Reise. Mutter braucht Luftveränderung sehr nötig", plauderte sie. „Und wie geht es dir? Froh, daß alles vorbei ist?"

„Sag mal", fragte ich, „was war denn beim letztenmal mit dir los? Damals, als ich wegen Frau Berendts Kind zu euch in die Krippe kam. Du sahst aus, als wolltest du krank werden."

„Kann mich nicht erinnern."

„Es war auffallend, Martina."

„Ja? Wirklich? Merkwürdig, daß man es mir angesehen hat."

„Doch krank."

„Ach nein. Ich fühle mich ganz wohl. Nur — nun, zu dir kann ich es sagen, du wirst mich nicht für

übergeschnappt halten. Erinnerst du dich an das kleine Mädchen, das in die Krippe kam, weil es die Mutter nicht haben wollte?"

„Ja. Sehr gut."

„Ich habe es liebgewonnen. Ich habe es verwöhnt, wo ich nur konnte. Morgens ging ich zuerst an sein Bettchen, und abends saß ich manchmal lange neben ihm und sah es an. Je näher das Ende des Einsatzes kam, desto nervöser wurde ich. Ausgesprochen grantig, Ev, weil ich glaubte, heute die Kleine zum letztenmal sehen zu können, sie zum letztenmal auf dem Arm zu haben, zu füttern und zu baden. Möglich, daß es mir auch Frau Mertens angesehen hat. Jedenfalls ließ sie mich heute kommen und versicherte mir, sie würde sich freuen, wenn ich nach der Reise so oft wie möglich in die Krippe käme. Sie hätte mich gern um sich. Der Stein rutschte mir vom Herzen, kann ich dir sagen. Ich habe Schwester Agnes nun genaue Vorschriften gegeben, wie sie mit Katrin umgehen soll. Sie behauptete, schlimmer könne eine Mutter auch nicht sein."

„Martina — und Mutter!"

„Quatsch nicht so. Die Kleine habe ich lieb. Ist was Schlechtes dabei?"

„Kann ich nicht finden. Überrede deine Mutti, daß sie sie zu sich nimmt. Dann hast du eine Schwester und die Kleine ein Zuhause."

„Wenn das so einfach wäre, Ev."

„Braucht ja nicht von heute auf morgen zu sein."

Ich blieb eine Stunde. Ich erwähnte Moppels Brief, schwatzte von Karl-Heinz, Karin und den anderen — nur von Pluto schwieg ich. Ich brachte seinen Namen nicht über die Lippen.

Es gab frohe Ferienwünsche, Lachen, Zurufen bis zur nächsten Ecke. Zwei Straßen weiter überholte ich Pluto.

„Wenn du nicht so schnell fährst, komme ich mit“, schrie er.

„Bitte beeilen.“

„Kann nicht, hab im Hinterrad kaum Luft.“

„Mußt du pumpen.“

„Nützt nichts. Schlauch kaputt.“

Ich bremste und lachte. „Weshalb nimmst du dann das Vehikel?“

„Um eher bei dir zu sein. Oder weißt du es schon?“

„Was?“

„Daß ich mit euch fahre!“

Ich trat so heftig in den Rücktritt, daß die Karre quietschend auf der Stelle stehenblieb.

„Ist das wahr?“

„Ja. Mutter sagte es mir eben. Sie hat mit deinem Vater alles geregelt. Er hat sie im Rathaus aufgesucht, und da haben sie's ausgemacht. Es war ihre Überraschung für mich.“

„Und für mich. Ich hatte es gehofft, aber fast nicht damit gerechnet.“

„Freust du dich?“

„Kein bißchen.“

Er kam zehn Minuten nach mir zu Hause an. Das letzte Stück hat er schieben müssen. Er blieb zum Abendbrot. Vor lauter Pläneschmieden kamen wir kaum zum Essen.

Auch aus einem anderen Grund kamen wir nicht zum Essen.

Es klingelte nämlich. Ich öffnete. Vor mir stand Herr Mengs. Ich starrte ihn an. „Will zu Ihrem Vater“, sagte er, „mir ist so, als ob ich ihn kenne.“

„Natürlich kennen Sie ihn —" Ich mußte lachen. „Immer hereinspaziert."

Im Wohnzimmer saß Vati mit seinem Werkmeister und einem mir unbekannten jungen Schlosser über einer neuen Konstruktion. Herr Mengs wurde mit lautem Hallo begrüßt. Es schien ihm nicht recht zu sein, daß er in eine Art Versammlung hineinplatzte, aber Vati drückte ihn in einen Sessel, kniff die Augen zu und sagte: „Du bleibst da. Endlich habe ich jemanden, der mit mir über meine Tochter lästern kann. Oder hat sie dich vielleicht nicht geärgert? Wir sind sowieso fertig und machen uns einen gemütlichen Abend."

Mutti bereitete ein paar leckere Brote. Pluto mußte zu trinken holen, ich brachte die Kleinen ins Bett, und dann saßen wir alle zusammen und schwatzten und waren fröhlich.



Als Pluto gehen mußte, brachte ich ihn in den Garten hinaus. Wir blieben eine Weile am Zaun stehen, dicht nebeneinander, hörten auf das Lachen, das von drinnen herausdrang, hörten die Grillen und die gedämpften Geräusche der Stadt, die selbst in der Nacht nicht ganz verstummen.

„Schön ist es bei dir zu Hause“, sagte er. „Fröhlicher, unkomplizierter als bei mir. Und das braucht der Mensch zu Zeiten.“

„Es ist nicht immer so.“

„Weiß ich. Ich beklage mich auch nicht. Du kennst meine Mutter und kannst dir denken, wie gern ich sie habe. Aber es wäre besser, wenn sie es sich und Vater leichter machen würde.“

Und dir, dachte ich. Denn ich begriff mit einemmal, daß ihm manches zu Hause fehlte. Ruhe, das glückliche Zusammenleben aller — vielleicht auch Liebe? Nein, Liebe wohl nicht. Aber sie allein hilft nicht immer.

„Vater will nicht, daß wir an der See Russisch lernen“, sagte ich, „was machen wir da?“

„Wir nehmen die Bücher schon mit. Immer wird er uns nicht auf die Finger sehen. Ich darf nicht soviel Zeit versäumen ...“

„Versäumst du Zeit, wenn du mit mir zusammen bist?“

„Wahrscheinlich — was das Schulfach Russisch angeht.“

Ich lachte leise.

Er strich mir leicht über das Gesicht. Seine Finger glitten über meine Augenbrauen, die Nase, meinen Mund. Auf dem Mund blieben sie liegen. Ich küßte sie.

„Ev“, sagte er, „jetzt hast du mich zuerst geküßt.“

Es muß wohl so sein, dachte ich, du lieber, dummer Höllenfürst.

„Bist du mir nicht mehr böse, weißt schon, weil ich dich im Bad habe warten lassen ...“

„Nein“, antwortete ich schnell, „ich bin dir nicht böse. Aber ich möchte gern wissen, weshalb du Mengs nicht gesagt hast, daß wir verabredet waren. Meinst du nicht, daß er dann weniger mit mir geschimpft hätte?“

„Schon. Aber es sollte keiner wissen, daß ... daß wir uns mögen, Ev. Kannst du das nicht verstehen?“

Ach, ich konnte es schon verstehen, aber es zugeben? Lieber nicht. Ich wollte ihn zur Gartentür hinausschieben, da umfaßte er mich und küßte mich auf den Mund.

„Ich mußte es tun“, er lachte, „sonst hältst du mich am Ende noch für einfältig und töricht. Gute Nacht.“

Ich blieb eine Weile auf der Treppe sitzen, ging ins Kinderzimmer, um nachzuschauen, ob die Kleinen zugedeckt waren, verabschiedete mich von den Gästen und verschwand in mein Zimmer.

Die Fensterflügel sind weit geöffnet, die linde Luft erfüllt den Raum, die Sterne, die ich vom Tisch aus sehen kann, funkeln groß und nah.

Im Garten zirpen noch immer die Grillen.

Ich bin glücklich und freue mich auf die Ferien. Morgen müssen wir die Koffer packen.

Hurra!

Ganz dick will ich das Wort unterstreichen:

<u>*G E S C H A F F T*</u>

Und nun — auf ein Neues!

KOMPASS-BUCHEREI

Das Taschenbuch der Jugend — Überall zur Hand

Je Band 1,80 DM

Nr. 1	Nikolai Ostrowski	Die Sturmgeborenen
Nr. 2	Jurij Brězan	Christa
Nr. 3	Günter Görlich	Die Ehrgeizigen
Nr. 4	Mark Twain	Tom Sawyers Abenteuer
Nr. 5	Brigitte Reimann	Die Frau am Pranger
Nr. 6	Pawel Nilin	Der Kriminalassistent
Nr. 7	Jens Gerlach	Tatort Berlin
Nr. 8	Anneliese Probst	Einsteigen bitte!
Nr. 9	Friedrich Gerstäcker	Der Flatbootman
Nr. 10	Jan Koplowitz	Es geht nicht ohne Liebe
Nr. 11	Mark Twain	Die Abenteuer des Huckleberry Finn
Nr. 12	Benno Pludra	Haik und Paul
Nr. 13	Curt Corrinth	Die Sache mit Päker
Nr. 14	Hanns Krause	Alibaba und die Hühnerfee
Nr. 15	Arne Leonhardt	Der Seltsame Buchstabe

Die Reihe wird fortgesetzt

PASSAT-BUCHEREI

Die Taschenbuchreihe der Populärwissenschaft
Universell – unterhaltsam – bildend
Jeder Band illustriert · Etwa 200 Seiten · 2,– DM

Bisher erschienen:

Nr. 1	Rüßmann/ Habermann	Vom Mädchen zur Mutter
Nr. 2	Hanser	Wie kleidet sich Annett?
Nr. 3	Dierl	Liebe – Ehe – Scheidung
Nr. 4	Felke	Start ins Atomzeitalter
Nr. 5	Jäger	Schön wohnen
Nr. 6	Smolka	Benehmen ist nicht nur Glückssache
Nr. 7	Rothmayer	Rakete – Sputnik – Weltraumschiff
Nr. 8		Kann man die Zukunft voraussehen?
Nr. 9	Wiehne	Kleine Kosmetik
Nr. 10	Krause	Radioaktiv!
Nr. 11	Hoffmann/ Klemm	Ein offenes Wort
Nr. 12		Mensch – woher, wohin?

Nr. 13	Conrad	Auf unsichtbaren Straßen
Nr. 14	Hoffmann	Ehe der Arzt kommt
Nr. 15	Krause	Dem Atom auf der Spur
Nr. 16	Meischke	Wie behandle ich meinen Arzt?
Nr. 17	Richter	Film zwischen Idee und Premiere
Nr. 18	Fischer/ Behlau	Chemie ist Trumpf

In Vorbereitung:

Jesper	Der Mensch schuf die Götter
Sonja Walter	Dein Beruf
Autorenkollektiv	Was ist Materie?
Conrad	Fernsehen

Die Passat-Bücherei wird gemeinsam herausgegeben vom Verlag Neues Leben, Berlin, und vom Urania-Verlag, Leipzig

1. AUFLAGE

Printed in the German Democratic Republic
Lizenz Nr. 303 (305/83/60)
Umschlag und Illustrationen: Werner Kulle, Berlin
Gesamtherstellung: (140) Neues Deutschland, Berlin N 54 · 9461
ES 9 D 4/5



DM 1,80